

Mai 1957

DER MARIENBOTE

Unsere herzlichsten Gluecks-und Segenswuensche



dem hochwürdigsten Pater Provinzial Joseph Switallo O.M.I., der am 26. Juni sein silbernes Priesterjubiläum feiert —

dem hochw. Pater Leo Gabriel O.M.I. aus Southey, Sask., der am 7. Juli sein diamantenes Priesterjubiläum feiert —

dem hochw. Pater Konrad Meyer O.M.I. aus Denzil, Sask., der am 9. Mai sein goldenes Priesterjubiläum feiert —

dem hochw. Pater Joseph Wagner O.M.I., Oblatennoviziat St. Norbert, Man., zu seinem goldenen Ordensjubiläum —

dem hochw. Pater Wilhelm Ebert O.M.I., aus North Star, Alta., zu seinem goldenen Ordensjubiläum —

und dem hochw. Pater Anton Kosolofski O.M.I., Peace River Distrikt, zu seinem silbernem Ordensjubiläum.

"Jesus Christus, Du bist die Liebe selber. Belebe das Herz deiner Priester durch Dein Herz! Entzünde ihre Liebe durch die Deine, daß sie ganz von Dir leben, ihren Leib von Deinem reinsten Leib, ihr Denken von Deiner göttlichen Erkenntnis, ihr Herz von Deinem so liebenden und gütigen Herzen. O Jesus, die Welt bedarf so sehr der Liebe. Sie bedarf so sehr des Lichtes. Gib ihr dieses Licht und gib ihr diese Liebe durch Deine Priester! Lebe immer mehr in ihnen! Lebe in Deinem Priestertum! Rede, wirke, denke, liebe in Deinen Priestern und durch Deine Priester!"

"O Schöpfer, Heiliger Geist, stehe doch der katholischen Kirche gnädig bei, kräftige und stärke sie durch Deine himmlische Macht gegen die Angriffe ihrer Feinde; erneuere auch durch Liebe und Gnade den Geist Deiner Priester, die Du gesalbt hast, damit sie in Dir den Vater und Seinen eingeborenen Sohn, Jesus Christus, unsern Herrn, verherrlichen. Amen."

"O Jesus, Du lebst in Maria: Komm und lebe in Deinen Priestern im Geiste Deiner Heiligkeit, in der Fülle Deiner Kraft, in der Wahrheit Deiner Tugenden, in der Vollkommenheit Deiner Wege, in der Gemeinschaft Deiner Geheimnisse. Herrsche über jede feindliche Gewalt in der Kraft Deines Geistes zur Ehre des Vaters. Amen."

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

25. Jahrgang **Mai 1957, Battleford, Sask.** **No. 8**

Dies und Das

Priesternot Am 26. Juni feiert der hochw. Provinzialobere der Oblaten der St. Marienprovinz, Pater Joseph Switallo O.M.I., sein silbernes Priesterjubiläum. Am 9. Mai begeht der hochw. Pater Konrad Meyer O.M.I. sein goldenes Priesterjubiläum, die Patres Joseph Wagner O.M.I. und Wilhelm Ebert O.M.I. im August ihr goldenes Ordensjubiläum, während sich der Pfarrer von Southey, Sask., der hochw. Pater Leo Gabriel O.M.I., auf sein diamantenes Priesterjubiläum vorbereitet, das wir am 7. Juli feiern werden.

Neben diesen fünf Priestertagen im Zeichen der silbernen, der goldenen und der diamantenen Krone steht der diesjährige Weihetag, der uns drei Neupriester geben wird. Bis diese drei Weihekandidaten in den Dienst des Weinberges Gottes treten, werden jedoch noch zwei Jahre vergehen. Sie werden zwar geweiht, haben aber noch zwei Studienjahre zu absolvieren.

Jedes Jahr sucht Papst Pius XII. in einer Allgemeinen Gebetsmeinung die Aufmerksamkeit der Gläubigen auf den wachsenden Mangel an Priesternachwuchs zu lenken. Im Februar 1955 wurde "um eine wahrhaft christliche Wertschätzung der Jungfräulichkeit" gebetet, im Februar 1956 wurden "Priester und Gläubige zu einem rechten Verständnis der hohen Würde des Priester- und Ordensstandes" angehalten, und im Februar dieses Jahres haben wir gebetet, "daß die Gläubigen die Werke zur Förderung von Priesterberufen unterstützen."

Die Welt hat heute 393 925 Priester und ungefähr 2,260,000 000 Seelen. Das heißt einen Priester für 7000 der heute auf Erden lebenden Menschen, oder einen Priester für 1300 der heute lebenden Katholiken.

Am besten ist wohl die Schweiz versorgt, wo ein Priester auf 440 Katholiken kommt. Als äußerster Gegensatz zu diesen Verhältnissen in der Schweiz wäre wohl die Republik Guatemala in Mittelamerika zu nennen, wo 18,400 Seelen einem Priester gegenüberstehen. Canada hat einen Priester für 560, die Vereinigten Staaten Amerikas einen Priester für 690, England einen Priester für 530, Frankreich einen Priester für 620, Spanien einen Priester für 970, Deutschland einen Priester für 1000, und Mexiko einen Priester für 5080 Seelen.

Bezüglich des Priesternachwuchses können wir folgendes kurzgefaßtes Bild geben: Während Irland von 1300 Katholiken einen Seminaristen aufweisen kann, kommt in der Republik Nicaragua (Mittelamerika) mit der Einwohnerzahl von ungefähr einer Million nur ein Seminarist auf 125,000 Katholiken. Nicaragua hat im ganzen acht Seminaristen! Hier bei uns in Canada kommt ein Seminarist auf 3,840, in Frankreich ein Seminarist auf 4,400 Katholiken.

Besorgnis erregend wird das Bild der Priesternot, wenn man betrachtet, wie ungleich die heute 393,925 lebenden Priester über alle Welt verteilt sind. Während in Lateinamerika, um die schreiendste Not zu nennen, 34%, das heißt ein Drittel aller Katholiken der Welt wohnen, arbeiten dort nur 8% der katholischen Geistlichkeit.

Wir Oblaten der St. Marienprovinz sind nur ein ganz winziges Organ im großen Organismus der weltweiten Kirche Jesu Christi. Auch uns wurde jedoch ein Priesterseminar, und somit die Sorge um Priesternachwuchs anvertraut. Wie es bei uns mit diesem Priesternachwuchs aussieht, zeigt wohl am deutlichsten das Bild der diesjährigen Priesterjubiläen in seinem Verhältnis zum diesjährigen Priesterweihetag: Während ein Oblate sein silbernes, drei ihr goldenes und ein weiterer sein diamantenes Jubiläum begehen werden, können nur drei Diakone

zur Weihe treten, die dazu noch in zwei Jahren erst zur vollen Priesterarbeit zugelassen werden können.

Wo fünf Priester ins Alter steigen und nur drei jüngere Kräfte da sind, die Werke Gottes weiter zu führen, ist wohl kaum an ein Hineinwachsen des Wortes und der Erlösungswerke Christi in alle Welt zu denken. Wir Oblaten haben heute alle Mühe, jene Kanzeln und Altäre mit Priestern besetzt zu halten, die uns anvertraut sind. An einen Beginn neuer Aufgaben ist schwer zu denken. Obwohl wir Missionare und Ordensleute sind, steht die weitgrößte Anzahl unserer Patres im Pfarr-Seelsorgedienst, auf einem Arbeitsfeld, das normalerweise vom Weltklerus versehen werden sollte. Vom Weltklerus, der einfach nicht da ist — weil es an Priesterberufen fehlt!

Dieser Notstand hält uns Oblaten von Arbeiten zurück, die von uns geleistet werden sollten und die die Kirche von uns erwartet. Tausende Neueinwanderer unserer Sprache leben heute in Canada — ohne deutschsprechenden Priester. Wir sollten ihnen Priesterhilfe geben.

Das ist nur eine der großen Nöte der katholischen Seelsorge. Und dazu noch nicht einmal die größte. Wir Oblaten sind Missionare, und als Missionspriester gehören wir zu den wichtigsten Stoßtruppen der Kirche. Die Kirche rechnet mit uns, und sie ruft uns, weil sie uns bitternötig braucht. Nicht nur die uns anvertrauten Gemeinden Westkanadas haben Anspruch auf uns: Allerersten Anspruch auf uns und auf die bei uns erzogenen und geweihten Oblatenpriester hat die Kirche. Sie ruft, wir aber haben keine Patres, die wir der Kirche zur Verfügung stellen könnten, um zu retten, was bald verloren gehen könnte.

Wie groß und wie ernst die Priesternot z. B. in Südamerika ist, können wir einem Bericht entnehmen, den der Franziskanerpater Ernesto Emmendorfer dem Katholischen Auslandssekretariat zu Bonn, Deutschland, am 29. August 1956 erstatten konnte. Pater Emmendorfer schreibt:

"In den zehn Republiken Südamerikas lebt zirka ein Drittel aller Katholiken der Welt. . . Für die 122,500,000 Einwohner der zehn Republiken gab es im Jahre 1953 nur 21,545 Priester. . . Für die normale Seelsorge rechnet man einen Priester auf 1000 Seelen, die nicht sehr zerstreut wohnen. Spanien hat 30,000 Priester für ungefähr 30,000,000 Einwohner. Um bei diesem Verhältnis zu bleiben, müßte es in Südamerika 122,000 Priester geben, statt der vorhandenen 21,545. Die Zahl der Priester müßte in Brasilien mit 5.2 multipliziert werden, in Argentinien mit 4, in Kolumbien mit 3.6, in Peru mit 5.6, in Chile mit 2.8, in Venezuala mit 5.8, in Ekuador mit 2.8, in Bolivien mit 6.3, in Urugay mit 2.8, und in Paraguay mit 4.4. Auf jeden Priester kommen durchschnittlich 5,700 Seelen auf einer Fläche von 500 Quadratmeilen; in Brasilien gibt es beim jetzigen Stand einen Priester für 5,200 Bewohner auf 507 Quadratmeilen. In Europa gibt es durchschnittlich einen Priester für 1000 Seelen, in Belgien einen Priester für 500 Seelen auf etwas über eine Quadratmeile.

"Das Verhältnis von Ordensklerus zum Weltklerus ist in Südamerika 14 zu 10. Nur Kolumbien, Peru und Ekuador haben mehr Welt- als Ordenspriester. Wenn der Ordensklerus auch vielfach Pfarreien versieht oder in denselben aushilft, so ist er doch weitgehend im Unterrichtswesen oder auf anderen Gebieten beschäftigt, wie Missionen, Presse usw. Weil auch vom Weltklerus ein gewisser Prozentsatz in den Seminarien, in den Kurien oder auch im Unterricht beschäftigt ist, und weil man eine Reihe alter und kranker Priester nicht mitrechnen darf, kommen faktisch sieben oder mehrere tausend Bewohner auf einen Seelsorgepriester. Weil die Ordensleute ihre Niederlassungen im allgemeinen in den Städten haben, ist das Volk auf dem Lande am verlassensten. Vielfach muß da ein Priester mehrere Pfarreien mit großen Ausmaßen und mit Filialkirchen und Kapellen versehen, die er nur selten besuchen kann. Die ungleiche Verteilung des Klerus über das Land hat zur Folge, daß es z. B. in der Diözese Oeiras (in Brasilien) nur je einen Priester für 69,600 Seelen und in der Prälatur Paracatu für 80,000 Bewohner gibt. Selbst in Kolumbien, wo die Religion am meisten blüht, gibt es weite Küstengebiete, wo die Leute vielfach nicht einmal getauft sind. Überall fehlt es an Missionaren für die Indianer."

Zu diesen Verhältnissen in Südamerika schreibt der Jesuitenpater Jacinto Luzzi: "Wenn durch ein Wunder Gottes ein Drittel der katholischen Welt der Kirche treu geblieben ist, haben wir hiermit das Recht zu erwarten, daß dieses Wunder sich verewige?" Und Papst Pius XII. schreibt an die Bischöfe Lateinamerikas: "Man muß versuchen, unter Anwendung aller Sorgfalt und auf dem besten Weg zu erreichen, daß auch Priester anderer Länder sich in den Dienst der Kirche in Lateinamerika stellen."

Zu diesen Priestern, die sich in den Dienst der Kirche in Lateinamerika stellen müssen, gehören auch wir Oblaten. Deutsche Oblaten arbeiten heute in Pilcomayo, spanische Oblaten in Argentinien und Urugay, amerikanisch-französische in Brasilien, kanadisch-französische in Chile und Bolivien, holländische in Surinam. Im ganzen zählen wir dort einen Oblatenbischof (Msgr. Verwoort O.M.I., ein Deutscher), rund einhundert Patres (davon 22 Deutsche) und etwas über zwanzig Laienbrüder (zehn Deutsche.)

Im Herbst dieses Jahres wird unser Oblaten-Priesterseminar zu Battleford seinen 25. Geburtstag feiern können. Fünf junge Missionare nur konnten wir im Laufe dieser 25 Jahre in die Missionen senden, vier ins Yukon Vikariat und einen Pater nach Südafrika. Hätten wir es nicht einen Missionar für jedes der 25 Jahere machen können? Gern hätten wir es getan — wir schulden es der Kirche. Doch — der Berufe sind zu wenig! Und es wird ihrer immer weniger.

Die Voraussetzung für Priesterberufe ist die religiöse Familie — jene Familie, die ihr religiöses Leben nicht der Welt anpaßt, die nicht "modern" katholisch wird, sondern bleibt, was ihre Vorahnen waren: Katholische Menschen nach den Maßstäben Christi und Seiner Kirche!

Wir werden auf einer der folgenden Seiten dieser Ausgabe des Marienboten darüber sprechen.

– Der Schriftleiter

Menschen zwischen Angst und Liebe

Von Dr. theol. Johannes Josef Schulz

Wir Christen unterwegs, herausgerissen aus den ursprünglichen Ordnungen, Boten Gottes in der Epoche des Teufels, gefährdet in unseren letzten Bindungen des göttlichen Ordnungsgefüges, wissen in besonderem Maße um die innere Bedrohung inmitten der kosmischen Angst. Die allgemein durch die Ursünde wirksame Disharmonie menschlicher seelischer Strebungen stellt uns in derSituation in ganz besondere Bewährung vor Gott und der Welt und läßt uns ausschauen in gesunder christlicher Optik nach den ordnenden Mächten zur überlegenen Selbst- und Umweltbeherrschung. In uns lebt in den Tiefen der Seele, da wir erprobt und reif geworden sind auf den Wegen des gläubigen auserwählten Volkes des Alten Bundes, das Bewußtsein der Fügung und Führung Gottes selbst auf den mannigfachen undurchsichtigen Wegen der Verbannung. Der Schmerz ist lebendig, wie einstens bei denen, die an den Flüssen Babylons saßen und wehklagten: „Wir ziehen durch die Täler und sind gejagt wie das Wild vor dem Jäger" (Verdi: Nabucco).

Aber mächtiger regt sich noch das Urvertrauen in die Fügungen und Führungen Gottes: „Seid getrost und fürchtet euch nicht mehr! Denn seht, unser Gott wird gerecht vergelten" (Is. 35). Wo Christen in Wort und Tat das Urvertrauen in die Lenkung Gottes, des Vaters im Himmel, nährt, wehren sie den zersetzenden Kräften bedingungsloser Angst, stumpfer Resignation, zwischenmenschlicher Dissoziierung. Wo solches Vorbild vertrauender Eltern den Kindern zum inneren Erlebnis wird, christliche von einem realistischen Optimismus getragene Politiker die soziale Atmosphäre nähren, Erzieher aus den letzten Quellen christlicher Bildungsgüter schöpfen, wird wider alle Hoffnung die Welt Gottes bleiben mitten in den Zuckungen des Satans, des „Menschenmörders von Anbegin" (Joh. 8). In Zeiten, da die Existenz des Satans leichter zu beweisen ist als die Existenz Gottes, wird das Wort Gottes in der Mahnung und Warnung lebendig bleiben: „Selig, wer an mir kein Ärgernis nimmt" (Math. 11). Nur eine unnatürliche Lebensangst, die übertriebene Sorge um die Sicherung der materiellen Existenz in der undurchschaubaren Zukunft, die Angst als Grundgefühl im Menschen gehen auf dem Wege der unbewußten Übertragung und der geübten Nachahmung als Lebenshaltung im Menschen ein. Das ungeordnete Streben nach Besitz, Lust und Macht, die drei Laster des Gegenwartsmenschen, schaffen den gehemmten Menschen, der, befangen, der Selbstbezogenheit, dem Urquell aller Abwegigkeiten, verfällt. Im ungeordneten Liebesstreben gründet alle Sünde, Bosheit und menschliche Schwäche (Thomas von Aquin).

Angst macht blind, wahre Liebe macht sehend.

Liebe — die Grundkraft des erlösten Menschen

Von Gott erlöste Menschen sind Menschen der Liebe.

„Gerechtigkeit durch den Glauben, haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus . . . Wir rühmen uns auch der Trübsale, da wir wissen, daß Trübsal Geduld wirkt, die Geduld Bewährung, die Bewährung aber Hoffnung. Die Hoffnung aber trügt nicht, denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen" (Röm. 5). Diese Liebe ist nicht nur Vertrauen, sondern sie drängt zur Entscheidung, zu gehorsamer Liebe und zum liebenden Gehorsam, zum Freisein für Gott, zur Nachfolge Christi. Die Liebe als personales Erlebnis ist Freimut, sieghafte Zuversicht, aus innerem Großmut stammende Gelöstheit der erlösten Menschen, ohne erniedrigende existenzielle Angst. Vollkommene Liebe treibt die Furcht aus.

„Liebe kennt keine Angst. Angst bringt Pein. Wer sich fürchtet, ist in der Liebe noch nicht vollkommen" (1 Joh. 4). Vollkommene Liebe treibt die Furcht aus, nicht die Ehrfurcht und die echte Gottesfurcht, wohl aber die knechtliche Furcht, die bedrückende Angst, die den auf sich gestellten Menschen befallen muß, wenn er sich vor die letzten Wirklichkeiten gestellt sieht.

Ist diese Liebe auch unter uns mit Tränen benetzt, sie allein macht sehend in der „Nacht der dunklen Zeit der Sehnsucht nach dem Lichte" (Röm. 13), da „auf Erden große Angst unter den Völkern sein wird, die Menschen vor Furcht verschmachten, und die Kräfte des Himmels erschüttert werden" (Luk. 21). Dann laßt uns in gehorsamer Liebe im Gewand der Adventsbuße mit der Kirche beten: „Uns trifft für unsere Sünden gerechte Züchtigung" und flehend bitten: „Nun aber kehre bei uns liebreich ein und tröste uns" (Quatembersamstag) und der Verheißung Gottes lauschen: „Laßt euch nicht so bald außer Fassung bringen, noch in Schrecken jagen. Denn zuerst muß der Abfall kommen und offenbar werden der Mensch der Sünde, der Antichrist, der sich überhebt über alles, was Gott heißt oder als heilig verehrt wird, so daß er sich sogar in den Tempel Gottes setzt und sich für Gott ausgibt. Aber dann wird jener Böse enthüllt werden. Der Herr Jesus wird ihn zunichte machen"(2 Thess). Darum richtet nicht vor der Zeit, bevor der Herr kommt" (1 Kor. 4). „Nicht nach dem Sehen der Augen wird er richten, nicht nach dem Hören der Ohren urteilen, sondern in Gerechtigkeit die Armen richten und urteilen nach gleicher Waage für die Friedsamen des Landes" (Is. 11). „Kleinmütige! Seid guten Mutes und fürchtet euch nicht" (Is. 35). „Es wird der Herr Sein Volk mit Unglück schlagen, und Er wird es wieder heilen" (Is. 19). „Wie ein Hirt wird Er Seine Herde weiden: in Seinem Arm wird Er die Lämmlein tragen und auf Seinen Schoß sie heben" (Is. 46).

Uns Menschen des deutschen Ostens leuchten noch auf unseren Wegen die lieblichen Weiden nach und das Bild der Geborgenheit, das sich da bot, wenn die

Wiesenmadonna

**Über den Wiesen den wuchernden Hängen,
Eingeschmiegt in der Wälder Saum,
Die sie wie Dome dunkel umdrängen,
Wohnt die Madonna an Borke und Baum.**

**Mütterlich hält sie die mondene Stirne
Über das Köpfchen des Knaben geneigt;
Blumen bringt ihr die ländliche Dirne,
Während die Grille ihr Lob dazu geigt.**

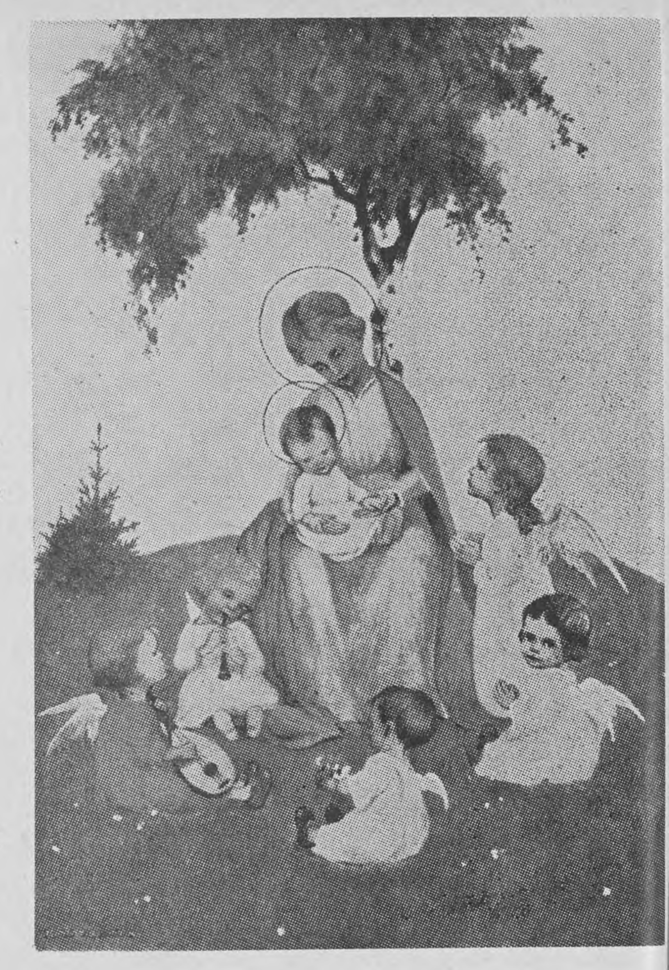
**Manchmal geht schmerzlich ihr Blick in die Ferne,
Aber der Knabe hebt segnend die Hand.
Blüten und Bumen, auch Glocken und Sterne
Sind ihr verschwistert und innig verwandt.**

**Wenn in den Nächten die Sterne sie grüßen,
Tritt sie hervor aus dem hölzernen Haus,
Schwebt sie mit leisen, gläsernen Füßen
Über die silbernen Wiesen hinaus . . . .**

**Geißblatt und Rose, die bläuliche Schlehe
Blühen an ihren Weg durchs Revier;
Füchse und Hasen und furchtsame Rehe,
Falter und Vögel und alles Getier**

**Will an die Lende der Reinen sich schmiegen,
Folgt ihrem Schweben wie Schleppe und Schweif;
Um ihres Hauptes Blondhaar biegen
Sich die Gestirne zu funkelndem Reif.**

Heinz Graef



---

großen Schafherden unter dem Stab des Hirten sich behütet wußten und zielsicher auf den Wegen sich lenken ließen. Dieses traute Bild, das uns Zerstreuten nachgeht, ist Wirklichkeit in der Heilsgeschichte. Wie die ersten Christen auf die Wände der Katakomben, so zeichnen wir es in unsere Herzen. Der in der Liebe seines Herrn Verklammerte weiß, wem er vertraut. Die unter dem Hirtenstab des Herrn Geeinten wissen um den „wahren Frieden" (Joh. 14). Dieser Friede bringt das Heil der ganzen Menschen, nicht nur die Ruhe, die bürgerlich satte. Die Väter der alten Kirche, die so oft in die Verbannung gehen mußten — Athanasius war siebzehn Mal in die Verbannung geschickt worden, Johannes Chrysostomus hat uns die schönste Weisheit in seinen Briefen auf dem Wege in die Verbannung geschenkt —, wissen die Liebe und den Frieden gepaart, geeint in der Obhut Gottes. Die von Gott geläuterte und in Gott gelebte Liebe gibt die volle Freiheit, nicht die des selbstsicheren Menschen im Kerker seiner Existenz, wohl aber das Insichstehen, nicht in engherziger Selbstsucht, sondern in der Freiheit für andere, da das Herz weit wird zu allumfassender Liebe (1 Kor. 13).

Dann ist das Furchtmotiv aus den Niedrigkeiten der schrecklichen Dämonenfurcht für unsere Tage gebannt und emporgehoben zur heilsamen Furcht, die in der Ehrfurcht mitschwingt und bereit macht, in der Furcht zu lieben und in der Liebe zu fürchten (Augustinus).

Fürchtende Liebe verläßt sich nicht sorglos auf ihre Treffsicherheit im Guten, sie beschreitet die Höhenwege der hellen Liebe des Herrn. Die Liebe macht sehend und hellhörig für den Auftrag des Herrn im Kairos und erfüllt ihn als Auftrag der Liebe in Liebe. „Kleinmütige! Seid guten Mutes und fürchtet euch nicht" (Is. 35). „Schauet auf und erhebet euer Haupt, denn eure Erlösung naht" (Luk. 21). „Heute sollt ihr erfahren, daß der Herr kommt, uns zu erlösen; und morgen sollt ihr schauen seine Herrlichkeit" (2 Mos.).

„Der Gott der Hoffnung erfülle euch mit jeglicher Freude und mit Frieden, auf daß ihr überströmt von Hoffnung! Gott, der Spender der Geduld und des Trostes gebe, daß ihr eines Sinnes untereinander seid" (Röm. 15).

Der Maienkönigin

von Philipp Kremer

Aus der Osternacht klingt uns das erste Alleluja noch immer froh in den Ohren und in den Herzen. Die Freude über Seine und unsere Auferstehung ist die Stimmung der Osterzeit. Nun baut er im Gespräch mit den Aposteln sein Reich auf, um es ihnen verantwortlich zu überlassen. Er rüstet sich, als Gottmensch in den Himmel aufzufahren und mit den Gerechten des Alten Bundes den verdienten Triumph zu feiern. Wie kein anderer hat seine Mutter an Leid und Freud des Sohnes teilgenommen. Sie ist Miterlöserin und Siegerin. Unser Blick fällt im Monat Mai auf Seine und unsere Mutter, der wir Sieg und Freude von Herzen gönnen. Die Freude der Osternacht lebt von neuem auf, wenn wir zum ersten Male singen:

„Kommt Christen, kommt zu loben, der Mai ist froh erwacht."

Am 1. Mai beginnt *Ihr* Monat, den die heilige Dreifaltigkeit selbst Ihr bereitet:

„Ihr Blümlein, die zum Feste
hat die Dreieinigkeit
der Tochter, Braut und Mutter
in Tau und Duft geweiht!"

Als gläubige Menschen wissen wir, daß die Natur zu Gott erwacht, daß jede Blume und jede Blüte, die ihre Augen aufschlägt, es zur Ehre Gottes tut, daß jedes Vöglein, das in den Zweigen sein Lied singt, den Lenz Gott weiht. So ist es letzter Sinn der ganzen Schöpfung; wir spüren es immer wieder, wenn die Schöpfung Auferstehung feiert. Nachdem in Christus eine zweite höhere Schöpfung vollzogen wurde, ist ein neuer Mittelpunkt geschaffen in Ihm. Durch Ihn und mit Ihm und auf Ihn ist nun alles geworden und geordnet. Mit Christus rückt seine Mutter in den Mittelpunkt alles Seins und Geschehens. Sie, die „Tochter, Braut und Mutter" ist von Ewigkeit her der Lieblingsgedanke des Schöpfers, in seinem Plan existierte sie, ehe die Berge standen und die Meere rauschten, ehe eine einzige Blume blühte und ein Vöglein sein Lied sang. Wenn die Natur im Frühjahr sich schmückt, ihre Blumen streut und die Blüten tausendfach häuft, dann geschieht es in jedem Jahr auch ihr zu Ehren; so hat es der gläubige Sinn des katholischen Volkes für Recht erachtet, daß der Monat Mai, der schönste Monat, ihr gilt. Fern vom Lärm der Welt und allen Versuchen, Geschäfte zu machen, ist Maria als Maienkönigin in der ganzen katholischen Welt inthronisiert. Wenn diese Form der Marianischen Volksfrömmigkeit auch nicht immer in der christlichen Vergangenheit bestand, so ist sie doch nicht zweckhaft herbeigezogen, sondern sinnvoll aus Glaube und Herz der

---

In goldener Frühe durch maigrüne Au
seh' ich dich wandeln, holdsel'gste Frau,
durch Gras und Kräuter und blühend Gewind
weht seidig dein Schleier im Morgenwind.

Der Tau streut Perlen vor deinen Fuß;
goldfarben breitet der Löwenzahn
den Teppich; es duftet der Hymian. —
Die Lerche jubelt dir klingenden Gruß
und schenkt dir ihr sel'gstes Tirili:
Ave Maria! Ave Maria!

Die Sonne küßt strahlend Dein lenzlich Gewand,
das Lüftchen hebt kräuselnd das Gürtelband
und fächelt dir kosend die Stirn und das Haar. —
Ein Lächeln erblüht um dein Lippenpaar. —

Wo wilde Rosen duften am Rain
fängt heimlich die Quelle dein Bildnis ein. —
Heiliges Schweigen herrscht rings umher,
der Windhauch säuselt im Blättermeer. —
Und wo du gehst ist die Erde geweiht
und der Acker voll schwellender Fruchtbarkeit.
Und alles ist Schönheit und Harmonie
und der Wald rauscht nur eine Melodie:
Ave Maria! Ave Maria!

Josefine Moos



Kirche und der Gläubigen entstanden.

Die Blumen sind die Kinder der Sonne. Sie weckt ihre Wurzeln und küßt ihre Knospen auf. Die Sonne einer höheren Welt hat Maria aus dem Mutterboden der Menschheit geweckt und ihr das neue Leben aus Christus mitgegeben.

„Ganz schön bist Du und kein Makel ist an Dir."

Wir wissen um die Größe eines zu Gott heimgekehrten Menschen, aber auch um den Adel des Gotteskindes, das niemals in der Gottesferne lebt. Wir stellen Sie dar, als die Frau mit der Sonne umkleidet. So mußte es schon sein, denn Sie war als das Reis bestimmt, aus dem die schönste Blüte der Menscheit hervorgehen sollte; der Erlöser Jesus Christus. Ihm, dem Sohne Gottes, hat Sie das menschliche Leben vermittelt; er trägt Ihre Züge, atmet Ihre Gestalt; in Ihm finden sich, wie bei jedem Kind, auch die geistigen Züge der Mutter wieder. Seine Haltung, Sein Sprechen, Seine Bewegungen, Sein Denken und Sinnen, Sein Beten haben die Grundzüge von der Mutter her. Wir wundern uns deshalb nicht, daß im Laufe der Jahrhunderte die Kirche es immer deutlicher und klarer ausdrückte und interpretierte: Sie war wirklich voll der Gnade, ganz hineingestellt in die Gnadensonne des Hl. Geistes, ein Liebingskind der Gnadensonne Gottes; geweckt und aufgeblüht und vollendet im Tau reichster göttlicher Gnade. Es ist ein Gesetz der Gnadenordnung, daß der Christ die Gnade von Gott erlangt, die seiner Berufung entspricht; die es ihm ermöglicht, seine Bestimmung zu erfüllen. Wenn wir das auf Maria anwenden, so zweifeln wir nicht, daß sie zutiefst von der göttlichen Gnade durchdrungen war: daß sie die schönste Blume in Gottes Garten ist.

Das ganze Jahr hat Monat um Monat seine Blüten; angefangen von den ersten Frühlingsblumen, die fast noch den herbstlichen Schwestern entgegenwinken, bis zu den allerletzten, die in Schnee und Eis erstarben. Doch gibt es keinen Monat im Jahr, der so reich wäre an Formen und Farben der Blumen und Blüten. Dem Marienverehrer erzählt das im Mai von dem ganzen inneren Reichtum einer stillen und einfachen, aber innerlich wertvollen Frau, wie es keine zweite in der Welt gab und noch geben wird. Der Reichtum der Gnade ließ aus ihrer Seele alle die Tugenden wachsen, die ihrem Berufe angemessen waren. Nie hat bei ihr die Befürchtung eine Rolle gespielt, sie werde versagen in dem bei uns so oft ungleichen Kampfe zwischen Sünde und Tugend. Diese Gefahr hat überhaupt nicht bestanden, weil die böse Begierlichkeit sie nicht verwirrte und weil auch alle Gefahren, die von außen her kamen, an der Macht der Gnade Gottes scheiterten. Ihr Kampf und Sieg liegen auf ganz anderem Boden, ähnlich wie bei ihrem göttlichen Sohne, der im Ölgarten kämpfte und siegte. Die Sonne zerteilt ihre innere Schönheit in der Vielfalt der Farben, wie sie der Regenbogen uns zeigt. So breitet auch sie die Mannigfaltigkeit der Tugenden bei all den Gelegenheiten, die die Hl. Schrift erwähnt, vor uns aus. An sich schweigt die Offenbarung mehr über ihr Leben, als wir es wünschten. Um ihre Tugendgröße zu erkennen, brauchen wir unserer

Glückselig auf die jemand wartet

Vom Pförtnerhaus der Fabrik leuchtet hell die große Uhr in die Nacht. Gleich werden ihre schwarzen Zeigefinger der zweiten Schicht ein Ende machen. Auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig der dunklen Straße warten junge Männer und Frauen und schauen hinüber zu den neonhellen Fenstern der Fabrik, wo ihre Freundinnen und Frauen, ihre Freunde und Männer arbeiten. Jede Nacht stehen sie dort, auch bei Regen und Sturm und Frost — rauchend, schweigend, wartend. Bis endlich Sie oder Er kommt, müde aber glücklich, daß im Dunkeln jemand wartet.

...Herr, unglücklich sind, auf die niemand wartet. Die nur Kollegen und Nachbarn und Genossen, nur Vorgesetzte und Untergebene haben, aber keinen, dessen Herz die Stunden und Minuten zählt bis zum Wiedersehen. Bei dem sie geborgen sind, daheim, geliebt. Denn sie bleiben allein und fühlen sich verlassen — selbst im ausverkauften Kino, in der überfüllten Elektrischen.

...Herr, glückselig sind, auf die jemand wartet. Auf mich hat zum Beispiel jemand gewartet. Nur darum bin ich heimgekehrt aus dem Krieg und Gefangenschaft, weil ich dieses Warten über Tausende von Kilometern gespürt habe. Glückselig, wer auch nur einen Menschen hat, dem er alles sagen, alles anvertrauen kann. Der immer für ihn bereit ist, der auf ihn wartet, weil er ihn liebt.

...Herr, Du bist der große Wartende. Das Harren liebender Menschen ist nur schwaches Abbild und Widerschein davon. Denn unsere Herzen werden schnell des Wartens müde, dann schläft unsere Liebe ein. Deine Liebe aber schläft nie. Du wartest auf uns in den hellen und dunklen Stunden, immer und überall. Während wir arbeiten, während wir tanzen, während wir schlafen. Wartest, daß wir endlich auf Dich zukommen, müde aber glücklich, Dich im Dunkel gefunden zu haben. Denn unruhig bleibt unser Herz, so lange es Dich nicht gefunden hat.

...Herr, ich danke Dir für Dein Warten und das Warten aller liebenden Menschen. Laß mich Dich finden im Dunkel, daß ich nie mehr einsam bin. Denn, wer Dir einmal begegnet ist, der ist geborgen, daheim, geliebt — bei Gott und von Gott. Selbst, wenn alle Menschen ihn verlassen haben.

Phantasie keine kühnen Spaziergänge zu gestatten; unübertroffen stehen immer wieder vor uns ihre Treue und Liebe, ihr kindlicher Gehorsam, zuletzt ihr Glaube, der ihr innere Freude war, aber zugleich auch Last wurde.

Die Blumen, die Kinder der Sonne, haben im Mai eine Besonderheit, die sie uns lieb und wert macht, nämlich ihre unberührte Reinheit. Wenn Maria unter ihnen steht, dann macht ihre jungfräuliche Schönheit sie ihnen ähnlich. Unter allen Menschen, unter allen Frauen, ist die Gottesmutter die Erstlingsblüte, die der Menschheit die Hoffnung wiedergibt. In allen Situationen ihres Lebens hat die göttliche Gnade über ihr gewacht, daß kein Schimmer des Bösen die Reinheit ihres Herzens trübte. Im Schmelz jungfräulicher unversehrter Schönheit hat Gott sie heimgerufen.

Es ist uns Bedürfnis, um die Altäre der Maienkönigin der Maien schönste Pracht zu schlingen. Hierfür opfert die Blume gern ihr Leben, ob sie im Haus das Bild der Mutter Gottes schmückt, ob sie im Bildstock von der geheimen Not eines Menschen erzählt, ob sie in der Kirche an einem Altar eigener Art einem tiefen Sinne dient. Wir gönnen die schönsten Blumen der Maienkönigin, der edelsten Frau.

Maria erkennen heißt Christus erkennen, sie lieben heißt Christus lieben. Wer auf sie hört, vernimmt das Wort: „Alles, was er euch sagt, das tut!" Alfons Kirchgässner

● ●

Bedenke, daß dein Ansehen vor Gott nicht so sehr in vielen Worten als vielmehr in der einfachen Hingabe deines guten Willens besteht, der frei ist von jedem Eigensinn und jeder Menschenfurcht.
Hl. Johannes vom Kreuz

● ●

Bitten kommt aus der wahrhaftigen Einschätzung seiner selbst vor Gott, aus echter Demut. Franz Moschner

Margret besiegt den Schatten

von Edith Kempf-Harte

„Meinetwegen, lade sie ein", sagt Mrs. Wylon mit einem leisen Seufzer. „Nun, nachdem Großmutter krank geworden ist, können wir es riskieren. Aber sorg' mir bloß dafür, daß die alte Frau nichts davon erfährt."

„Oh, du bist doch meine herrlich gute Mutter!", jubelt Helen und umhalst die schmale Frau so stürmisch, daß die denÜbermut energisch abwehrt: „Du drückst mich ja tot, Helen! Hör auf! Schreib' statt dessen lieber die Einladung für deine deutsche Bekannte —"

„Freundin, Mutter, Freundin", unterbricht die Tochter sie stolz und glücklich. „Wir haben uns riesig gern und haben in unseren Briefen Freundschaft geschlossen."

Das Gesicht der Mutter scheint sich plötzlich zu verdüstern. Oder macht das nur der Regenhimmel, welcher, noch um einen Schatten dunkler geworden, wie ein schwärzlich graues Tuch vor dem Fenster?

„Freundin?" sagt Mrs. Wylon langsam und betont. „Freundschaft ist ein großes Wort, Helen. Und noch dazu Freundschaft mit einer Deutschen. Laß auch das nur nicht vor der Großmutter laut werden."

„Hab' keine Angst, Mutter. Aber was dann, wenn Großmutter inzwischen gesund würde? Ich könnte Margret doch nicht einfach fortschicken, bevor die Zeit abgelaufen ist."

„Eine solch schwere Bronchitis in Großmutters Alter geht nicht so schnell vorbei. Mindestens sechs Wochen, sagt der Arzt. Erfahren darf es Großmutter nie, auch später nicht. Du weißt, wie aufgebracht sie jedesmal wurde, wenn sie die Briefe mit der deutschen Marke sah oder wenn du von Margret erzähltest."

„Ja, es war fast, als ob sie haßte, eine Unbekannte haßte", sagt Helen, plötzlich nachdenklich geworden. „Warum eigentlich ist Großmutter so böse auf die Deutschen?"

„Weil ihr Lieblingssohn, dein Vater, durch deutsche Kugeln gestorben ist. Hat sie zu dir noch nie davon gesprochen?"

„Nein. Aber es war doch auch dein Mann, Mutter, und du hast kein böses Wort gesagt, als wir in der Schule mit dem Briefwechsel begannen. Was kann übrigens Margret dafür, daß mein Vater gefallen ist? Sie hat ihn doch nicht erschossen, und ihr Vater hat es auch nicht getan. Sie hat ihren Vater schon vor dem Krieg verloren, durch einen Unglücksfall. Ach, überhaupt diese schrecklichen Kriege! Warum wollen so viele sie nicht vergessen, Mutter?"

„Weil sie Blut und Tränen gekostet haben. Aber richte du nur alles schön für deine Margret her und freue dich auf ihren Besuch. Dich sollen die Schatten der Vergangenheit nicht stören. Für euch jungen Leute ist das überhaupt leichter als für uns, die wir alles sehr bewußt erlebt haben." Mrs. Wylon seufzt nochmals leise auf. „Auch für mich ist es nicht gerade einfach, deine deutsche Bekannte mit offenen Armen willkommen zu heißen. Das kannst du mir glauben. Doch ich tue es deinetwegen, Helen, du sollst dich nicht zu beklagen haben. Wie sollte denn auch Friede unter den Völkern werden können, wenn wir alle so unversöhnlich wären wie unsere Großmutter?"

„Ich danke dir Mutter", sagt Helen sehr ernst; sie legt wieder ihre Arme um den Hals der Mutter und küßt sie, nun aber ganz still und mit einer nahezu feierlichen Herzlichkeit. —

In den kommenden großen Schulferien denkt Helen jedoch kaum noch an den Haß ihrer Großmutter. Margret Wegner, die Freundin aus Deutschland ist da, und sie sind bei herrlichstem Sommerwetter fast ständig unterwegs. Sie machen weite Spaziergänge, sie schwimmen und treiben Sport. Sie sind so unzertrennlich, daß Mrs. Wylon, die den deutschen Gast wider Willen auch lieb ge-

wonnen hat, die Beiden scherzend nur noch das „Klebpflaster” nennt.

Einmal jedoch, an einem Sonntagmorgen, als sie alle zusammen, Helen, Margret und Mrs. Wylon, aus der Kirche kommen, wird Helen mit ihrer Mutter zu einer schwererkrankten, langjährigen Bekannten geholt. So muß Margret allein den Heimweg antreten, nachdem sie noch ein bißchen in der kleinen Stadt herumgebummelt ist. Wie sie in ihr Zimmer hinauf will, stockt ihr Fuß. Eine Stimme ruft: „Helen, komm bitte mal herein!” Es ist eine alte brüchige Stimme, und sie kommt aus dem Raum, in dem Margret zuweilen einen Menschen husten hörte, wenn sie an der immer geschlossenen Tür vorüberging. Da, noch einmal, lauter, dringender: „Helen, Helen, hörst du nicht?' Wer mag es sein? Nun, jedenfalls einer der Hilfe braucht. Kurz entschlossen drückt sie auf die Türklinke und steht gleich danach in dem fremden Zimmer.

Die trüben Augen einer alten, weißhaarigen Frau blicken ihr erstaunt und zugleich mißtrauisch entgegen. “Wer sind Sie? Ich habe doch meine Enkelin Helen Wylon gerufen”, hört sie die brüchige Stimme sagen. Aber dann entdeckt sie auf dem kleinen Tisch neben dem Lager der Greisin ein umgestürztes Trinkglas, das seine ganze Flüssigkeit auf den Boden ergossen hat. „Oh, Sie wollen sicher trinken”, sagt Margret mitleidig und nimmt das Glas in ihre Hände. „Warten Sie, ich hole Ihnen frisches Wasser.”

Die Kranke richtet sich etwas empor: „Ihr Englisch ist nicht gerade vorzüglich. Wer sind Sie denn überhaupt, Miß?”

Margaret wird über und über rot. Mein Gott, wie konnte sie die einfachste Regel des Anstandes vergessen! „Margaret Weger”, stellt sie sich schüchtern vor. Wenn die alte Frau nur nicht gar so bös und stechend guckte! „Ich bin Helen's Brieffreundin aus Deutschland”, fügte sie erklärend hinzu.

Da deckt die alte Frau mit einem Ausdruck ohnmächtigen Zornes eine Hand über ihren Mund. „Ich will von Ihnen kein Wasser”, sagt sie, ihr Atem pfeift vor Erregung. „Es ist schmählich, daß man mir nichts gesagt hat. — Gehen Sie, gehen Sie schnell — verlassen Sie mein Zimmer!”

„Aber was ist denn hier los?” Erstarrt steht Mrs. Wylon in der offenen Tür. Hinter ihr taucht Helens erschrecktes Gesicht auf. Um Gotteswillen, wie ist Margret hier hereingeraten?

„Sie wollte etwas zu trinken”, stammelte das Mädchen. Wie gelähmt verharrt es im Raum und starrt auf die alte Frau im Bett. Was hat sie ihr nur getan, daß sie so zornig ist?

Mrs. Wylon geht jetzt hastig auf das Bett zu: „Du hast doch hoffentlich Miß Wegner nicht beleidigt? Sie ist unser Gast, Mutter.”

„Sie ist eine Deutsche. Und die Deutschen haben mir meinen Sohn genommen”, stößt die Greisin in höchster Erregung hervor.

„Sie meint meinen Vater, er ist gefallen”, flüstert Helen Margret zu, fast so weiß im Gesicht wie diese.

„Ach, darum”, sagt Margret leise. Sie schaut nicht Helen an, nicht Mrs. Wylon, sie blickt immerzu auf die alte Frau im Bett, aber es ist, als sähen ihre Augen jetzt durch sie hindurch und sähen ein anderes, fernes, nur ihr sichtbares Bild. „Meiner Mutter wurde auch ein Kind getötet”, sagt sie. „Mein einziges Brüderchen. Es war erst drei Jahre alt. Ich war neun, aber ich sehe alles noch ganz deutlich vor mir, alles, wie es damals war, im Keller. Es lag mit aufgerissener Stirn auf Mutters Schoß. Ein Bombensplitter hatte es getroffen.”

Über Margrets Wangen rollten ein paar schwere Tränen. Es ist ganz still im Zimmer, auch die harten Atemzüge der alten Frau sind verstummt. Sie hat das Gesicht zur Wand gekehrt und liegt wie eine Gestorbene da.

„Mutter sagte, nichts sei so furchtbar, als ein kleines Kind tot in den Armen zu halten, gemordet durch sinnlosen Haß.” Margret schluchzt nun laut auf; Helen und Mrs. Wylon streicheln ihre eiskalten Hände. „Das hast du mir ja noch gar nicht erzählt”, murmelt Helen mit nassen Augen.

„Aber Mutter zürnt nicht.” Margret ringt gewaltsam um Fassung. Ach nie hätte sie gedacht, daß die schönen Tage in England so schrecklich verdunkelt werden könnten. „Mutter sagt, wer das Meßopfer mitfeiert und Christus in der Kommunion empfängt, muß verzeihen können. Um Christi willen. Wir sollen ja alle eine einzige große Gottesfamilie sein in Ihm.”

Wieder ist es still im Zimmer, sehr, sehr still. Dann hört man plötzlich die Stimme der alten Frau. Um Christi willen”, wiederholt sie leise und bebend. Und noch einmal „Um Christi willen.” Die Worte stehen wie ein Licht im Raum, heller als die Sonne draußen über dem sommerlich reifen Garten. Die alte Frau hat sich aufgesetzt und streckt die Hand nach Margret aus. „Können Sie mir verzeihen?” sagt sie. „Und wollen Sie mir bitte jetzt ein Glas Wasser geben? Mich dürstet sehr.”

ES IST SCHON SPÄTER . . .

**Es ist schon später, als du denkst,
hab acht, daß du die Schritte lenkst
hin zu der Sonnenseite.
Die Schatten werden länger schon
und bald verklingt der helle Ton
in abendmüder Weite.
Es ist schon später, als du denkst,
Glück zu, daß du dein Leben schenkst
dem andern es zu teilen.
Wo später ist geteilt zu zwein,
wird jeder Tag gedoppelt sein
zu köstlichem Verweilen.**

Marie-Anne Juranek

Aus dem Tagebuch eines Exerzitienmeisters

von P. Joseph Schneider O.M.I.

1956 - 1. März — Heute erhielt ich die Einladung geistliche Jahresübungen zu predigen. Sie kam aus ungewöhnlicher Entfernung, vom Apostolischen Vikar des Yukongebietes. Eine Woche für die Schwestern der *hl. Anna,* die im Nordwesten große Arbeit leisten. Eine weitere Woche für die *Oblatenpriester,* die da oben im Schweigen des Urwaldes den Schäflein der Herde Christi nachgehen.

Ich sagte zu. Denn solch eine Gelegenheit das Nordland zu bereisen, dachte ich, wird sich mir im Leben kaum mehr bieten. Nebenbei würde es eine abwechslungsvolle Erholung sein von dem ewigen Einerlei der Prärieseelsorge. Und wie viel Gutes kann ein Prediger tun, wenn er von seinen Forschungen über das Geheimnis der Heiligen anderen gottgeweihten Männern und Frauen mitteilen kann!

14 Tage später — Brief No. 2 von Bischof Coudert aus Whitehorse. Er gab der Freude Ausdruck, daß ich sein Anerbieten angenommen hatte. Er bezeichnete LOWER POST als Versammlungsort für die Teilnehmer. Bot auch einige Fingerzeige über die Fahrt von Edmonton zum Mittelpunkt der Nordgrenze British Columbiens, wo *Lower Post* gelegen ist. Als Ergänzung fand ich auf der Rückseite des Briefbogens eine Landkarte. Sie kam mir sehr erwünscht. Denn von vornherein beschäftigte mich lebhaft die Frage, wie man zur rechten Zeit dorthin gelangen könnte. Mittlerweile träumte ich von Bergen und Wasserfällen, von Bären und Elentieren.

Mitte Mai — Ein weiteres Schreiben aus Whitehorse kommt mir auf den Tisch geflattert. Es befaßt sich mit Dingen delikater Natur. Zielt darauf hin, die Exerzitienunterweisungen möglichst wirksam zu machen. Passend für die besonderen Verhältnisse, unter denen die Priester dort oben zu leben haben. Die Bitte, besonderen Rat und Ermutigung in die Predigten einzufädeln.

Ende Juni — Nun ist alles wohl vorbereitet. Die Koffer sind gepackt. Ein Pater aus dem St. Thomas Kolleg in North Battleford wird während meiner Abwesenheit meine Stelle übernehmen. Das Auto bringt mich an den Nachtschnellzug. Am Morgen gegen 7 Uhr wird er in Edmonton einlaufen. Dort winkt mir ein fröhlich-herzliches Willkommen unter den Ordensbrüdern der französisch-kanadischen Pfarrei vom hl. Joachim.

1. Juli — Es hat mich etwa 30 Stunden genommen, über *McLellan* und *Grande Prairie* nach *Dawson Creek* zu gelangen. Hier ist das Ende der Eisenbahn. Von nun an wird's auf Gummireifen weitergehen.

Wo werde ich für die Nacht ein Unterkommen finden? Ich gehe die Hauptstraße hinunter, um mich nach dem katholischen Pfarrhaus umzusehen. Im Zentrum des Ortes stoße ich auf einen ungewöhnlich großen Meilenstein. Nach allen Winden streckt er richtunggebend seine Arme aus. Mich interessiert besonders, was er als "Meile 1" bezeichnet. Stolz wie ein Vertreter der Verkehrspolizei trägt er's mitten auf der Brust. Langsam wird mir's klar: ich stehe am Ausfallstor der großen Nord-West Passage. Der Stein ist der Ausgangspunkt des Alaska-Hochweges, der sich von hier aus über 1 500 Meilen über *Fort Nelson, Watson Lake, Tesslin und Whitehorse* nach *Fairbanks* hinaufschlängelt. Wenig Namen und Ortsbezeichnungen gibt es auf dieser langen Strecke. Fragt man den Wanderer: Wo gehst du hin?, dann antwortet er „zur Meile 350 oder 780". Alles in allem sehr weitschweifig, unbestimmt, geheimnisvoll! Rätselhaft wie die Wüstenstrecken zu beiden Seiten der Ägyptischen Sphinx. So wie diese mutet mich der massive Steinblock an. Und meine Weiterreise? Sie kommt mir wie ein Sprung ins Ungewisse vor.

Zwei oder drei Block weiter stehe ich vor dem katholischen Gotteshaus. Ein alter, wackliger Bau von innen und außen! Gerade noch gut genug für Menschen an der Grenze der Zivilisation! Genau so armselig erscheint mir die Behausung der Pfarrpriester. Gebaut von Oblatenmissionaren ist sie kürzlich in die Hände der Redemptoristen übergegangen. Diese boten mir herzlichste Gastfreundschaft an. Zu ihrem Arbeitsfeld gehört ein Distrikt von 70 Sudeten-deutschen Familien. Eine Ausnahme unter den alten Baulichkeiten bildet die Schwesternschule auf der entgegengesetzten Seite. Sie ist Kloster, Pfarrschule und Pensionat zugleich. Wahrhaft ein mutiger Entwurf, mit lobenswertem Weitblick unternommen! Kostenaufwand $200,000.

Noch vor Sonnenuntergang erkundigte ich mich

BITTE

O Gott, streck' aus dein' milde Hand
und benedeie Leut' und Land,
auch halte nach der Güte dein
die wohlverdienten Plagen ein!
Erbarm' dich unser.

Ach, segne, Herr, mit deiner Hand
die lieben Früchte auf dem Land:
Wend' ab Frost, Hagel, Donnerschlag
und alles, was uns schaden mag!
Erbarm' dich unser.

O Herr, zu deines Namens Ehr'
halt ab von uns der Feinde Wehr,
damit in Fried' und Einigkeit
dir dienen mög' all Christenheit!
Erbarm' dich unser.

Erleucht', o Herr, mit deinem Geist
die Herrn und Fürsten allermeist;
dem rechten Glauben Sieg verleih',
daß nirgend Trug und Spaltung sei!
Erbarm' dich unser.

Aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges

beim Autobusdepot nach den Reiseverbindungen in den Norden. Die Auskunft, die ich erhielt, klang nicht sehr verlockend. Es war mal eine Zeit gewesen, da es sich lohnte im Sommer alle zwei Tage einen Bus bis über die Nordgrenze British Columbiens zu entsenden. Nun aber ging ein Fahrzeug nur einmal die Woche. Wie glücklich war ich, daß ich für den Anschluß am nächsten Morgen zeitig genug angekommen war!

2. Juli — Der Autobus war gut besetzt, aber nur bis zur ersten Haltestation. In *Fort St. John* stiegen alle Passagiere aus. Das Dorf ist ein blühender Flekken und scheint vielen Weißen und Indianern gute Beschäftigung zu sichern. Für den Rest der Reise — etwa 300 Meilen bis *Fort Nelson* — fand ich mich mit dem Chauffeur allein. Bei dem trockenen Wetter gab es viel Staub zu schlucken. Der Autobus selber sorgte schon dafür. Hätte schon längst der Müllabfuhr überwiesen werden sollen. Aber nach dem Urteil der Geschäftskundigen war er für Abenteurer und Fallensteller im Niemandsland noch gut genug. Unaufhörlich quoll die dicke Luft aus seinen morschen und verbrauchten Plüschsesseln. Mischte sich mit dem Öl- und Benzindämpfen aus dem alten Motor zu einem atemberaubenden Ragout.

Die Fahrstrasse machte das Übel noch viel schlimmer. Türmte unablässig wogende Wolken gelber Staubpartikel um uns auf. Sie war ja nicht, wie ich in meiner Einfalt angenommen hatte, mit einer Teerdecke überzogen. Ist nur mit Sand und Kies geschottert. Wurde halt unter Kriegsdruck von den Amerikanern in aller Eile erbaut und am Ende der Feindseligkeiten von Washington als Geschenk an Ottawa abgeliefert. In unzähligen Krümmungen windet sich die Straße an Sümpfen und Abgründen vorbei durch das unermeßliche Waldgebiet. Alle Sorten Laub- und Nadelhölzer kämpfen auf beiden Seiten um den nötigen Lebensraum. Bringen es in diesem Wettkampf zu imponierender Höhe, aber leider zu keinem nennenswerten Umfang. Dafür stehen sie zu dicht. Nehmen sich aus wie schlanke Verzierungen auf den Dachrändern und Strebepfeilern mittelalterlicher Dome.

So bietet die Landschaft immer mehr oder minder das gleiche Bild. Nur gelegentlich wird die Eintönigkeit von einem Holzfällerlager unterbrochen. Etwa alle 20 bis 30 Meilen lugt ein Restaurant aus dem frischen Grün. Da gibts Erfrischungen und die Möglichkeit für nächtliche Unterkunft und Ausbesserung beschädigter Kraftwagen. Noch seltener zeigt sich Zeltlager mit Maschinen und aufgehäuften Kieshügeln für die Instandhaltung des Weges. Aus den Gräben rechts und links starren dem Touristen auffallend viele zerplatzte Autoreifen in die Augen. Der harte und löcherige Grund hat sie jähe ihrem Dienst entrissen. Allenthalben hört man Klagen über dessen zerstörenden Einfluß, besonders auf schlauchlose Reifen. Zum Nachdenken regen die blutroten Wegzeichen an. In großen weißen Zahlen künden sie die Jahre der Autozusammenstöße und den plötzlichen Tod der Insassen an.

3. Juli — Fort Nelson verschaffte uns eine erquickende Nachtruhe. Der residierende Oblatenpriester ist nicht daheim; ist 100 Meilen weit zu einem Militärlager ausgeflogen. So bleibt uns nichts anderes übrig als im Hotel ein Zimmer zu nehmen. Am frühen Morgen aber klopfte er bereits an die Tür mit der Meldung, daß ein Missionar aus dem Norden auf mich warte, um mich in seinem Dodge nach *Lower Post* zu nehmen. Eine wahre Frohbotschaft für mich! Hatte schon immer hin und her überlegt, wie ich den letzten Teil meiner Hinreise erledigen sollte. Fürchtete schon, daß ich mit Verspätung am Ziele anlangen würde. Als letzte Ausflucht wäre mir nur das

SINFONIA

das katholische Kunst Zentrum

3rd Avenue South, Glengarry Block,

Telefon 20434

1. **Christliche KUNST für das katholische Heim. Kruzifixe und Statuen in den verschiedensten Ausführungen und allen Preislagen, Weihwasserbecken, über 1000 verschiedene Medaillen, bunte Kunstdrucke mit Bildern aus dem Leben Christi für Schule, Kirche und Haus. Hummel Bilder und Karten. Alle Waren aus Deutschland importiert. Geschmackvolle Werkmannsarbeit – mäßige Preise. Handgeschnitzte Kruzifixe und Statuen in allen Größen von 10" bis lebensgroß von eigenem bayrischen Holzschnitzer — Angebote auf Wunsch.**
2. **Christliche MUSIK auf aus Deutschland eingeführten Schallplatten mit Choralen, Glockengeläut, Volksliedern und christlicher Chormusik (Gregorianische Messen u.s.w.)**
3. **Christliche LITERATUR Deutsche und englische Meßbücher, Gebetbücher und Erzählungen.**

Schmückt die Wände Eures Heims mit schönen christlichen Bildern und würdigen Devotionalien, laßt christliche Musik die Räume erfüllen, lest gute katholische Bücher laut vor im Familienkreise und baut so für Euch und Eure Kinder einen unüberwindlichen Damm gegen die Wogen der materialistischen Gesinnung unserer Zeit.

SINFONIA —
Music House and Travel Bureau
245 - 3rd Ave South, Glengarry Block,
Saskatoon, Sask.

Nur einen halben Block südlich von Eatons — Seiten-Eingang.

Telefon 20434.

Flugzeug geblieben, das alltäglich zwischen Edmonton und Watson Lake verkehrt. War bisher einer solchen Lösung immer aus dem Weg gegangen. Hatte vorsätzlich Eisenbahn und Motorwagen benutzt, um die Landschaft zu studieren und mich ihrer Schönheiten zu erfreuen.

Mein Fahrer entpuppte sich als ein Mitbruder aus dem Alten Land. Seine französische Herkunft legte mir zunächst Vorsicht im Reden auf. Doch gar bald merkte ich, daß er alle nationale Engheit abgestreift und in Geist und Gemüt über die berüchtigte deutsch-französische Erbfeindschaft weit hinausgewachsen war. Er bekannte sich frisch und fröhlich zu einem christlichen Weltbürgertum im besten Sinne des Wortes. Ich sollte diese Erfahrung in den nächsten Tagen immer wieder machen.

Hinter uns kauerte ein betagter Pelzjäger irischen Ursprungs. Hatte sein langes Leben im Busch verbracht und war schweigend hinter wilden Tieren hergegangen. Dieses Schweigen schien ihm tief in die Knochen gedrungen zu sein. Suchte ihm verschiedene Male die Geheimnisse des Urwaldes abzuzapfen; er ließ sich nicht dazu bewegen. Umso mehr unterhielt mich der priesterliche Freund neben mir. Gab mir einen packenden Überblick über die Umwälzungen, die der Luft- und Landverkehr in seinem Gebiet geschaffen haben. Vor dem Krieg hatte es die Patres und Brüder 6–8 Monate genommen um ihren Bestimmungsort zu erreichen. Es war ein mühsames Vorwärtsdrängen zu Pferd oder im Boot, oft auch im Hundeschlitten. Es schloß schreckliche Umwege in sich und unerhörte Belästigung durch Stechmückenschwärme. Dazu kam die sklavenhafte Abhängigkeit von den Handelsgesellschaften, die für die Beförderung des lebenswichtigsten Gepäcks fast unerschwingliche Spesen forderten.

Der Krieg hat all das mit einem Schlag zum Besseren gewandt. Japan's Bedrohung der N.W. Territorien erzwang den Bau des Alaska Hochweges. Er wurde zu einer wahren Lebensader für das Gebiet. Die Militärfliegerei wurde durch Zivilunternehmen abgelöst. Hochweg und Luftkreuzer haben auf einmal den Yukon der Zivilisation erschlossen. Sie haben Behausung und Verpflegung vermenschlicht. Sie sorgen für die regelmäßige Zustellung der Post (vorher nur 1–2 mal im Jahr!). Sie erlauben dem Priester die zerstreuten Schafe oft und in kurzen Zeitabständen zu besuchen. Der Umschwung wird von allen Missionaren hoch eingeschätzt und in dankbaren Worten gefeiert.

An einer Stelle wies mein Begleiter auf grasendes Milchvieh hin. Dies ist das letzte, meinte er, das wir sehen werden. Trinkt Ihr hier oben keine Milch?, fragte ich. Wir leben hier genau so, erwiderte er, wie die Menschen im Süden. Nur wird alles nach neuester Mode im eingekochten oder eingefrorenen Zustand importiert. Viehzucht ist bei den kurzen Sommern bei weitem zu kostspielig.

Bei Sonnenuntergang langten wir am Ziele an: in *Lower Post,* an der Nordgrenze von British Columbien.

4. Juli — Ich bin bereits mit meiner Umgebung bekannt geworden. Zwei Priester teilen sich in die leiblich-geistige Sorge der Indianerschule. Der Prinzipal sorgt für die Gebäude, die Verpflegung, das Brennholz, die Werkstätten. Sein jüngerer Genosse befaßt sich als Lehrer mit allen Fragen des Unterrichts und der Seelenleitung. Schwestern der hl. Anna führen den Haushalt. 150 Indianersprößlinge lernen nicht nur das ABC sondern werden auch in praktischer Arbeit unterwiesen. Sie leben mit den Priestern und Schwestern in edelstem Vertrauensverhältnis. Unterkunft, Spielplätze, Klassen- und Erholungsräume könnte man sich nicht besser wünschen. Die Ottawa-Regierung sorgt großherzig für das Wohl der Kinder. Ist es der Mühe wert?

Die Mädchen und Buben kommen aus einem Umkreis von 300 Meilen zusammen. Sie weisen durch ihre kohlschwarzen Augen und Haare wie durch ihre ganze leibliche Aufmachung auf das chinesische Festland hin. Machen noch in mancher Hinsicht einen wilden und ungehobelten Eindruck. Dennoch bilden sie zu ihren Eltern einen wohltuenden Gegensatz. Die Alten leben noch merklich in den Traditionen des Urwaldes und der Jahrhunderte. In ihrem Blut simmert noch unüberwindlich der Drang zur Ungebundenheit. Sie unterliegen ihm noch allzu oft. Vertrinken und vergaunern das Geld, das sie mühsam als Holzfäller oder Grubenarbeiter verdient haben. Verschwinden des öfteren für längere Zeit, um sich auszuleben und auszutoben. Dem Besuch der Sonntagsmesse fühlen sie sich kaum verpflichtet. Die Abendgottesdienste sind besser besucht. Sie lieben ihre Kinder und besuchen sie. Küssen sie beim Wiedersehn und drücken sie voll Inbrunst an die Brust. Im weiteren Verlauf ihres Zusammenseins aber sitzen beide einander gegenüber und sagen fast nichts. Die Kinder verstehen kaum noch die Laute ihrer Eltern und sprechen sie noch weniger. Sie scheinen zu sprachlicher Hilfslosigkeit verurteilt: die englische Schule hat es ihnen angetan.

Reißt sich die Kluft auch in sittlich-religiösen Dingen auf? Es wäre zu wünschen! Wie schön, wenn das junge Geschlecht sich von der Unstetigkeit der Alten zur vorbildlichen Sesshaftigkeit und Charakterfestigkeit aufraffen würde!

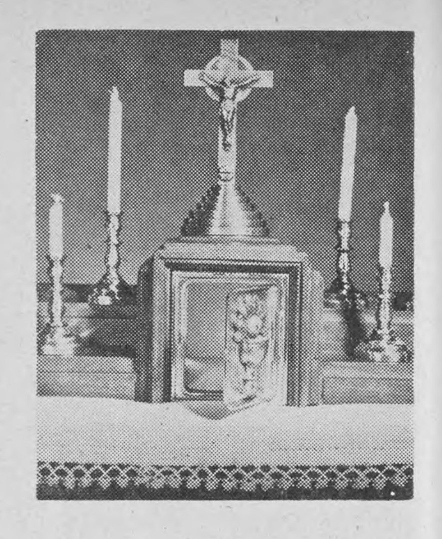
Die Landschaft ist auch hier oben majestätisch und ehrfurchterweckend. Diese mächtigen Ströme! Die weiten Berge und Wälder! Keine Spur von quetschender Enge. Im Dorf kauern Indianerviertel und Quatiere der Weißen in friedlichem Nebeneinander. Es wird freilich noch lange Zeit nehmen bis eine Reihe alter Baracken verschwindet. Aber der Anfang ist gemacht. Diese unansehnlichen Orte sind die Zentralpunkte, von denen die Kultur einmal nach allen Richtungen ausstrahlen wird.

Schade, daß die warme Jahreszeit so kurz bemessen ist! Den grellen Sonnenschein des Hochsommers finde ich anheimelnd. Dennoch wurde ich ein unliebsames Frösteln niemals los. Es kam von den winterlichen Luftströmungen, die vom Eismeer her sich durch die Bergschluchten zwängen. Fühlte mich erst wohler, als ich in solide Unterwäsche schlüpfte, so wie wir sie auf der Prärie zu Weihnachten und Ostern zu tragen gewohnt sind.

(Fortsetzung folgt)

PRIESTERBERUFUNG

vom Schriftleiter



Die von Papst Pius XII. angeordnete Allgemeine Gebetsmeinung für den Monat Februar hieß: "Daß die Gläubigen die Werke zur Förderung von Priesterberufen unterstützen."

Drei Arten von Werken zur Förderung von Priesterberufen hatte Papst Pius XII. im Sinn, als er diese Allgemeine Gebetsmeinung ausschrieb. Da ist erstens das Werk der finanziellen Unterstützung von armen Priesteramtsstudenten. In jeder Diözese und in fast jeder Provinz der katholischen, im Apostelwerk stehenden Orden finden wir heute Studentenbursen, von einzelnen katholischen Familien 'adoptierte' Seminaristen, Sammlungen für Stipendien und Studienfonds. Auch unser Marienbote beteiligt sich an diesem so wichtigen Werk. Man lese auf der letzten Seite unseres Marienboten über unsere Fatima- und St. Karlburse nach.

Als zweites und als höchstwichtiges Werk zur Förderung von Priesterberufen ist das Mitwirken der Gläubigen an der Erhaltung der gegebenen Priesterberufe zu nennen, damit keiner der Berufenen den Altären verloren gehe, damit alle ihr Ziel auch tatsächlich erreichen.

Viele sind berufen, sagt man, und wenige nur auserwählt. Es sind aber auch sehr viele auserwählt und trotzdem nicht Priester geworden — weil ihre Berufung zum Priestertum nicht gepflegt wurde. In sehr vielen Fällen versagen heute nicht nur die Berufenen, sondern auch die Eltern. Es war noch nicht so lange her, als man behaupten und beweisen konnte, daß die meisten Berufe vom Lande kämen. Heute kann man schon Beweise bringen, daß auch unter der männlichen Jugend des Landes die fromme Einstellung zum Priesterwerden am Schwinden ist, während in vielen amerikanischen Großstadtgemeinden ein Wachsen an Priesterberufen zu verzeichnen ist.

Unser modernes Verkehrswesen hat Stadt und Land so nahe aneinandergebracht, daß sich der Unterschied in der Lebensweise von Städtern und Landleuten immer mehr verwischt. Bis in die letzte Stube der abseitsgelegensten Farm zieht heute die Stadt mit ihren vielen Einladungen „zu leben und zu genießen". Film, Radio, Zeitschriften, verführerisch reich ausgestattete Anpreisungen von Kleidern, von Genußmitteln, von technischen Neuerungen, die von bequemem Leben bei wenig Arbeit, hohen Verdienst und recht viel Zeit für Tanz, Spiel und Fahrten reden, lenkt die männliche Jugend immer mehr vom Priestertum ab. Da ist nur ein Unterschied zwischen Stadt und Land, den wir nicht übersehen dürfen: Während die Stadtjugend inmitten dieser Dinge aufwächst, in der Fülle lebt und nach der Stille sucht — nach der Stille in Gott — erlebt die Landjugend die „Fülle der Welt" nur von weitem. Sie lebt in der Stille, voll Versuchung nach der Fülle, voll der Wünsche nach allem, was die Welt der Städte anpreist.

In sinnesbetäubender Kraft drängt sich das Geld- und Vergnügungsleben auf. So stark, daß die meisten unserer katholischen Eltern diesen Dingen einfach machtlos gegenüberstehen. Sie selbst greifen nach ihnen, und sie erlauben ihren Kindern alles. Sie sehen nicht mehr, daß vieles zwar nicht sündhaft ist, daß es aber die Geisteseinstellung ihrer Kinder umstellt und umbaut: Vom althergebrachten weltlich bescheiden Katholischem zum Geist der Materialisten, auch der katholischen Materialisten, bei denen Tugendakte und Opfer nicht mehr gezählt werden, dafür aber um so mehr das Geld, das Mitmachen von Vergnügen und Ehrungen. Ungeehrt ist, wer nicht mitmacht. Nicht mitmachen kann, wer kein Geld hat. Und wer Geld haben will,

---

WELTFRIEDENSGEBET

In der Weltfriedenskirche von Hiroshima grüßt am Eingang folgendes Gebet in japanischer Sprache:

Herr, mach mich zum Werkzeug Deines Friedens!
Wo Haß ist, da laß mich Liebe säen,
wo Unrecht, Verzeihung,
wo Zweifel, Glauben,
wo Verzweiflung, Hoffnung,
wo Dunkelheit, Licht,
wo Trauer, Freude!
Göttlicher Meister, gib daß ich nicht so sehr suche,
getröstet zu werden als zu trösten,
verstanden zu werden als zu verstehen,
geliebt zu werden als zu lieben!
Denn im Geben empfangen wir,
im Verzeihen wird uns verziehen,
und im Sterben werden wir geboren
zum ewigen Leben.

muß „modern" arbeiten, das heißt kurze Stunden bei bestem Verdienst.

Daß es gerade dieser sich unter uns breitmachende Geist ist, der viele zum Priestertum Berufene und Auserwählte von den Altären ab- und der Welt zulenkt, müssen wir unbedingt verstehen lernen — um dieser Erkenntnis nach auch handeln zu können. Daß die Weltlust geradezu zur Seuche geworden ist, und die Ablenkung vom Priesterberuf mit ihr, sollte uns einsehen lassen, daß Ernstes nur durch Ernstes und Großes nur durch Großes überwunden werden kann.

Eine Tatsache steht fest — so traurig sie auch ist: Außer unseren althergebrachten Frömmigkeitsübungen wie sonntäglicher Kirchgang, Erstfreitagskommunion und Rosenkranz haben wir eigentlich noch gar nichts getan, unseren Buben den Beruf zum Priestertum zu erhalten. Viele, sehr viele sind berufen und sind erwählt. Sie haben jedoch der Welt nicht standhalten können und haben die ihnen geschenkte Gnade der Berufung vergeudet.. Manch selbst in allerletzter Stunde noch, kurz vor den Weihen.

Regelmäßiger Kirchgang, Erstfreitagskommunion, Rosenkranz sind zwar die wichtigsten Mittel zur Erhaltung des Priesterberufes. Diese Mittel allein genügen aber nicht mehr. Bei den Berufenen haben Gottes Gnaden und Sakramente nicht einfach nur das Frömmigkeitsleben zu erhalten und zu entwickeln: Sie sollen im Berufenen die Keime des Priesterlichen zum Leben bringen, bis zur vollen Entfaltung. Viele unserer Buben verlieren ihren Beruf und bleiben fromm. Und damit scheinen wir so ziemlich zufrieden zu sein. Die "Hauptsache" ist ja da: Der Bub ist nicht schlecht geworden!

Ob das wirklich bei diesem und jenem Buben die „Hauptsache" ist? die „Hauptsache" nach Gottes und nicht nach unseren Plänen, die da so oft an den Grundsatz sich zu halten suchen: Auch in der Welt kann man gut sein? Ja, auch in der Welt kann man gut sein. Wieviele andere aber wären gut geworden und gut geblieben, wenn der Berufene und in vielen Fäl-

Gebet des Hl. Vaters fuer Ordensberufe

Zu den großen Anliegen des Heiligen Vaters gehört besonders die Sorge um gute Priester- und Ordensberufe. Neben dem Päpstlichen Werk für Priesterberufe errichtete er vor zwei Jahren auch das Päpstliche Werk für Ordensberufe. Zum zweiten Jahrestag seiner Gründung trug der Kardinalpräfekt der Hl. Kongregation für Ordensleute dem Hl. Vater die Bitte um ein eigenes Gebet um gute Ordensberufe vor. Der Papst hat der Bitte mit großer Freude entsprochen. Er hat das Gebet eigenhändig niedergeschrieben und hat es am 11. Februar selbst über den Vatikansender zum erstenmal vorgebetet. Das Gebet hat folgenden Wortlaut:

Du unser Herr, Jesus Christus, erhabenes Vorbild aller Vollkommenheit; unablässig ziehst Du nicht nur die erwählten Seelen nach so hohem Ziele, sondern Du bewegst sie selber auch noch mit der starken Macht Deines Beispiels und dem wirksamen Antrieb Deiner Gnade, Dir nachzufolgen auf so erlauchtem Weg.

Gib uns, daß viele Seelen begreifen und begehren, Deinen lieben Eingebungen zu folgen durch die Wahl des Ordensberufes, um darin Deine besondere Fürsorge und Deine zarte Liebeserwählung zu erfahren.
Gib damit zugleich, daß die Boten Deiner Liebe niemals fehlen, die Tag und Nacht Dich vertreten an der Wiege der Waisen, am Lager der Leidenden, an der Seite der Alten und Kranken, die anders vielleicht niemand auf Erden hätten, der ihnen eine lindernde Hand zur Hilfe reicht,

gib, daß in den schlichten Schulen wie von den hohen Lehrkanzeln allzeit eine Stimme, das Echo der Deinen, erklinge, die allen den Weg zum Himmel und jedem die eigenen Pflichten auf Erden lehre;

gib, daß kein Land, sei es noch so ungastlich und fern, ohne den Anruf der Frohbotschaft bleibe, die alle Völker einlädt zum Eintritt in Dein Reich;

gib, daß die Flammen sich vervielfältigen und hell entfachen, mit denen der Erdenbrand sich ausbreiten muß, in denen die makellose Heiligkeit Deiner Kirche in ihrem ganzen Glanz erstrahle;

gib, daß allerorts Gärten erlesener Seelen erblühen, die in Beschaulichkeit und Buße die Sündenschuld der Menschen wiedergutmachen und Deine Barmherzigkeit herabflehen.

Gib, daß in der beständigen Hinopferung dieser Herzen, in der schneeweißen Reinheit dieser Seelen und im ragenden Wahrzeichen ihrer Tugenden allzeit auf Erden lebendig bleibe das vollkommene Vorbild der Gotteskinder, das Du uns zu offenbaren gekommen bist.

Sende zu den treuen Scharen Deiner Erwählten zahlreiche und gute Berufe. Sende Seelen, die feststehen im Vorsatz, sich der bezeigten Gnade und der erwählten heiligen Gemeinschaft würdig zu erweisen — durch die genaue Erfüllung der klösterlichen Pflichten, das eifrige Gebet und die treue Selbstverleugnung, sowie die vollkommene Bereitschaft ihres eigenen Willens zu all dem, was Dein Wille ist.

Erleuchte, Herr Jesus Christus, viele edle Seelen mit dem flammenden Feuer des Hl. Geistes, der wesenhaften und ewigen Liebe, erwecke in ihnen das Feuer Deiner Liebe, und bewahre es in seiner Glut durch die Fürsprache Deiner inniggeliebten Mutter Maria; zur Ehre des Vaters und des gleichen Geistes, die eins mit Dir leben und herrschen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

len auch seine Eltern daran gedacht hätten, daß es noch viel besser ist, mehr als nur „gut" zu sein — nämlich gottreuer, opferbereiter Priester?

Das Priestertum fordert im Berufenen von jung an die Entwicklung von Tugenden, die dem Weltgeist voll und ganz entgegengesetzt sind. Die hauptsächlichsten dieser Tugenden wären neben hochentwickelter Liebe zur Allerheiligsten Eucharistie — Messe, Kommunion und Anbetung — und zur Gottesjungfrau Maria:

1 — Die Bereitschaft zum Dienen und zur reinsten Form der Bruderliebe zu allen Menschen. Hoch ist die Würde des Priesters. Als Stellvertreter Christi ist er der Seelen Herr und Vater. Doch nicht zum „Herrsein" ist er gesandt: Diener muß er sein können und helfender, suchender, bis zur letzten Verdemütigung sich einsetzender Bruder. Nicht groß an Ehren, wie die Welt den Menschen einladet zu sein, sondern, wenn nötig, auch in schlechten Schuhen und altem Auto auf matschigen Straßen und bei kargem Brot, doch reich an Seelenliebe und Dienstbereitschaft.

2 — Ein überzeugendes Zeichen der Enthaltsamkeit und Jungfräulichkeit inmitten einer das Fleisch verherrlichenden Welt muß der Priester sein.

3 — Ein überzeugendes Zeichen der völligen Hingabe seiner selbst an Gott und Seelen (Gehorsam nach dem Grundsatz des hl. Thomas: „Liebe bewirkt vor allem Einheit des Wollens" mit Gott) und der Genügsamkeit (Armut) inmitten einer ungenügsam gewordenen und vom Eigenwollen erfaßten Welt muß der Priester sein.

4 — Er muß Mann sein, der in dieser Welt lebt — und in seinem Streben nach vollkommener Gottesliebe beweist, daß man mit Hilfe der Erlösungsgnaden Jesu über diese Welt hinauswachsen kann und hinauswachsen muß.

Das wären so einige der Tugenden, die in dem zum Priestertum Berufenen unter der liebevollen Leitung der Eltern, so lange der Bub noch zu Hause ist, und der Lehrer und Eltern, sobald der junge Mann in die Priesterschule kommt, entwickelt werden müssen. Immer sind es andere, ältere, die den jungen Mann anleiten müssen, die Priestertugenden in sich zu entwickeln. Es geht einfach nicht, daß man einen jungen Buben sich selbst überläßt. Daß man sich damit begnügt, daß er „gut und fromm ist", und ihm überhaupt keine Führung in der Entwicklung der Opferbereitschaft gibt. Viele, viel zu viele unserer Eltern lassen ihre Buben sich an die Welt „gewöhnen" und tun leider nichts, sie ans Entsagen und an die Grundsätze der Welt von oben zu gewöhnen.

Als drittes Hilfswerk zur Erhaltung der Priesterberufe hat Papst Pius XII. das Gebet im Sinn.

In früheren Zeiten wußten die Katholiken sich ihr Beten — und ihr Siegen mit Hilfe des Gebetes — einzurichten. Als vor Jahrhunderten Kriege und Nöte die Altäre der italienischen Kirchen so arm und so zerschunden werden ließen, daß sie alles Gottesdienstes unwürdig wurden und dieses Jammers wegen auch keine Menschen mehr anzogen, so daß Unfrömmigkeit sich breit machte, gründeten die Gläubigen die Erzbruderschaft des Allerheiligsten Altarssakramentes. Andere Nöte trieben zur Gründung immer neuer Gebetsbruderschaften, und jede Bruderschaft brachte tatsächlich Hilfe.

Die Christen von früher würden heute ganz gewiß eine Bruderschaft zur Erhaltung der Priesterberufe gründen. Es bestehen hier und da kleine Vereinigungen von katholischen Vätern und Müttern, die regelmäßig um Priesterberufe beten. Der Erfolg ist in manchen Fällen geradezu unglaublich!

In Europa kennt man den monatlichen Priestersamstag — eine Frömmigkeitsübung, die schon längst auch bei uns hier zu Hause sein sollte, und zwar nicht nur in jeder Gemeinde, sondern auch in jedem Kolleg und in jedem Seminar. Es ist schon wahr, wir geben unsere Buben dem Priesterstudium hin, wir geben unser Geld, das Studium zu bezahlen, wir — jene, die Priester werden möchten — lernen Latein und studieren Theologie und noch vieles andere mehr — Gott jedoch gibt Gnaden, und mit den Gnaden auch das rechte Verstehen den Priesterkandidaten, worum es sich denn eigentlich im Priestertum handelt. Viele mögen intelligent sein und höchst gebildet in allen Fächern der heiligen Theologie, große Redner und wuchtige Führer — wie ja bei den Menschen immer nur das bewundert wird, was groß ist und gescheit und wuchtig und laut. Das Große allein tut es nicht, das Kleine und das Feine, so fein, daß es einfach nicht erfaßbar ist: Das Feine der übernatürlichen, ganz sich hingebenden Liebe zu Gott muß hinzukommen — und das kann nur erbetet und eropfert werden! Und dazu braucht es des außergewöhnlichen Gebetslebens, vonseiten der Priesteramtskandidaten, von seiten der Erzieher, der Eltern und aller Gläubigen.

Täuschen wir uns nicht: Wir

PILGERFAHRTEN

Weihnachten 1957 in ROM mit nachfolgender Reise ins HEILIGE LAND. Am 11. Februar 1958 (am 100. Jahrestag der Gottesmuttererscheinung) in LOURDES und in FATIMA. Weitere Pilgerfahrten nach LOURDES im Frühjahr und im Herbst 1958. Um nähere Auskunft wenden Sie sich bitte an Ihr katholisches Reisebureau und Zentrale religiöser Kunst:

SINFONIA Travel Bureau,
3rd Avenue South,
Glengarry Block,
Saskatoon, Sask.

Tel. 20434 oder 25332

MARIA

Die Schönste von allen,
von fürstlichem Stand,
kann Schön'res nicht malen
ein' englische Hand:
Maria mit Namen;
an ihrer Gestalt
an Schönheit beisammen,
Gott selbst wohlgefallt.

Ihr Haupt ist gezieret
mit goldner Kron,
das Zepter sie führet
am himmlischen Thron,
ein' sehr starke Heldin,
mit englischem Schritt
der höllischen Schlange
den Kopf sie zertritt.

Wohlan denn, o Jungfrau
der Junfrauen Bild,
von Tugenden strahlend,
mit Gnaden erfüllt;
mit Sternen geschmücket,
die Sonne dich kleid't
die Engel, den Himmel
dein Anblick erfreut!

Die Sterne verlöschen;
die Sonn' die jetzt brennt,
wird einstens verdunkeln,
und alles sich end't.
Du aber wirst strahlen
noch lang nach der Zeit
in himmlischer Glorie
durch all Ewigkeit.

---

werden die Priesternot der Gegenwart nicht überwinden, nie und nimmer, wenn wir nicht zu verstehen suchen, was getan werden muß und getan werden könnte, um Berufe zu wecken und zu erhalten. Wenn wir nicht öfters, gewissenhafter und überzeugter gerade in dieser Meinung beten und opfern, heilige Stunden halten und Aufklärung suchen und geben, als wir es bis jetzt getan haben.

Die Stunde ruft — und der Weinberg Gottes ist unsere Verantwortung. Daß unsere Buben „gut sind und fromm auch in der Welt", mag uns wohl genug sein. Ob es auch dem Herrn Jesus „genug" ist, ist eine ganz andere Frage — deren Lösung unbedingt gefunden werden muß!

Der Paukenschlag Gottes

Zwischen Ostern und Pfingsten

von C. Willeke

Es fing an in stiller Kammer, mit einem Gespräch zwischen dem Erzengel und der Jungfrau Maria. Mit dem „Mir geschehe" der Jungfrau beginnt in ihrem Schoße durch die Kraft des Heiligen Geistes die Menschwerdung des ewigen Gottessohnes. Der Schauplatz wechselt nach Bethlehem; im Dunkel der Nacht, die nur kurz erhellt wird durch himmlischen Glanz, im mitternächtlichen Schweigen, das der Lobgesang der Engel unterbricht, wird der Erlöser der Welt geboren, vor eben dieser Welt verborgen, die nur durch einige jüdische Hirten und Weise aus dem heidnischen Ausland vertreten ist.

Wieder wechselt der Schauplatz. In Jerusalem schlägt Israel seinen Messias, der ihm in Wort und Tat nur Liebe erwies, ans Kreuz. Jerusalemer, Römer, Diasporajuden sind Zeugen dieses Mordes, der die Natur erbeben und die Nacht am hellen Mittag heraufziehen läßt. In den drei Weltsprachen, in Griechisch, Römisch und Hebräisch bezeugte die Inschrift über dem Kreuz der Menschheit Schuld: Jesus von Nazareth, König der Juden.

Priester und Volk stürzten vom Golgathahügel, sich an die Brust schlagend, während die Felsen barsten und die verdunkelte Erde vor Mitleid und Ingrimm erbebte. Von dem Augenblick an, da der Erlöser am Kreuze sein todmüdes Haupt neigte und sprach: „Es ist vollbracht", von diesem Augenblicke an wird das Volk der Juden nie mehr ein ruhiges Gewissen haben, nie mehr den Frieden kosten, bis zur Stunde. Wie ein Bann der Erwartung liegt es über Jerusalem. Die Spannung verstärkt sich, als in der lichten Frühe des Ostermorgens die Kunde durch die Stadtviertel eilt, die von der Auferstehung des gekreuzigten Jesus von Nazareth kündet.

Er erscheint den Aposteln, den getreuen Frauen und Jüngern durch 40 Tage, „redend vom Reiche Gottes". Das Raunen und Fragen der Bürger Jerusalems nimmt kein Ende. Sie sehen den Herrn nicht, empfangen keine Botschaft, aber sie spüren es, daß sich mitten in ihren Alltag Ungewöhnliches und Ungeheures vollzieht. Sie atmen auf, als schließlich die Kunde kommt, Jesus von Nazareth hat endlich Abschied genommen. Er soll in den Himmel aufgefahren sein. Nun wird es wohl endlich Ruhe geben, hoffen die Bürger; man weiß ja nicht, was von all den Gerüchten und Berichten zu halten ist.

Gehorsam dem Befehl des Meisters haben sich die Apostel mit Maria, der Mutter des Herrn, zu ihren neuntägigen Exerzitien im Abendmahlssaal versammelt, „auf den zu warten, den der Vater verheißen hat" (Apg. 1, 4). Verkündigung, Geburt, Auferstehung und Himmelfahrt vollzogen sich unbemerkt von der Welt. Pfingsten aber ist wie ein Paukenschlag Gottes an die harten Ohren und Herzen der Welt. Die Stille weicht dem Brausen vom Himmel her, gleich einem gewaltigen Sturm, den keiner überhören kann. Nicht Dunkelheit und Schweigen, sondern Feuer und Zungen kennzeichnen die Herabkunft des Gottesgeistes; und nicht einige wenige, sondern Tausende sind Zeugen dieser Stunde. Aller Welt sollte offenbar werden, daß vom Himmel her, in den Christus heimkehrte, vollendet wurde, was der Gottmensch in Demut und Gehorsam gewirkt hatte: die Erlösung des Menschengeschlechtes.

Ezechiel, der prophetische Mahner und Tröster Israels in der Babilonischen Gefangenschaft, schaut in der Vision ein Tal voll verdorrter Totengebeine (c. 37). Er bekommt von Gott den Auftrag, über diese Gebeine zu weissagen: „Ihr verdorrten Gebeine, hört das Wort des Herrn! So spricht der allmächtige Herr zu diesen Gebeinen: Seht, ich werde Geist in euch bringen, daß ihr lebendig werdet. Ich will euch Sehnen schaffen und

euch Fleisch wachsen lassen und euch mit Haut überziehen und euch Geist einflößen, daß ihr lebendig werdet. Dann werdet ihr erkennen, daß ich der Herr bin." Der Prophet gehorcht, und auf sein Wort fügen sich die getrennten Glieder zusammen. Aber es ist noch kein Geist in ihnen. Auf Befehl Gottes muß jetzt Ezechiel sprechen: „O Geist, komme von den vier Winden, hauche diese Getöteten an, daß sie wieder lebendig werden!" Im selben Augenblick kam Geist in sie. „Sie wurden lebendig und stellten sich auf ihre Füße, ein gewaltig großes Heer."

Dies Gesicht von der Neubelebung der Totengebeine sollte Ezechiel und das zerstreute Gottesvolk in der Gefangenschaft belehren, daß es zu neuem Leben und neuer Gemeinschaft in der Heimat erstehen würde. Aber die Prophezeiungen des Alten Bundes zielen immer weiter als auf die nahe Zukunft, sie zielen auf den Neuen Bund, auf Christus und sein messianisches Reich. Israel zur Zeit Christi ist wie ein Feld von Totengebeinen. Religiöser Parteihader, Hochmut der Reichen, Verachtung der Armen, Gleichgültigkeit gegenüber den eigentlichen Forderungen Gottes wie Herzensfrömmigkeit und Barmherzigkeit, äußerer Gesetzfanatismus, Rassenstolz, Verdrehung der Messiaserwartung, der Hoffnung auf göttliches Heil, ins Irdisch-Politische, all das hat Israel zerrissen und religiös getötet. Der verblendete Mord am Gottesmenschen, am Messias, war die letzte Stufe dieser Verderbnis.

Mit dem Pfingstfest gibt der dreifaltige Gott diesem Volke eine letzte Chance. „Ich werde das Herz von Stein aus ihrem Leibe entfernen und ihnen ein Herz von Fleisch geben, damit sie in meinen Satzungen wandeln und meine Gebote sorgfältig halten. Sie werden mein Volk sein, und ich werde ihr Gott sein" (Ezechiel 11, 19 f.).

Dieser Tag ist zugleich die letzte Hoffnung für Jerusalem. Es kann nicht sagen, daß es darauf nicht aufmerksam gemacht worden sei. Das gewaltige Brausen, die Feuerzungen, das Zusammenströmen der Volksmenge, das Sprachenwunder, sie alle künden an, daß hier Unerhörtes geschieht und daß es zu hören und zu gehorchen gilt, wie es St. Petrus mit lauter Stimme in seiner ersten, in der Pfingstpredigt fordert „ehe anbricht der Tag des Herrn, der große und furchtbare Tag. Doch jeder, der anruft den Namen des Herrn, wird gerettet . . . So erkenne denn das ganze Haus Israel mit Sicherheit: Eben den Jesus, den ihr ans Kreuz geschlagen habt, hat Gott zum Herrn und Messias gemacht" (Apg. c. 2).

Der Erfolg dieser vom Geiste Gottes glühenden Predigt? „Als sie das hörten, ging es ihnen durchs Herz", berichtet die Apostelgeschichte. 3000 Menschen lassen sich taufen, „um die Vergebung der Sünden und die Gabe des Heiligen Geistes zu empfangen." Die Zahl wächst von Tag zu Tag unter dem Eindruck der Zeichen und Wunder, die durch die Apostel geschehen. In der ersten Christengemeinde, in der Messiasstadt Jerusalem, schlägt das junge Herz der Kirche. Boten kommen und gehen, sie tragen die Botschaft und das pfingstliche Feuer in die Synagogen des Auslands und bald auch zu den Königen und Völkern der Heiden. Der Pfingstgeist erweckt eine neue Gemeinschaft der Menschen, eine Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe, über die Grenzen der Nation, über die Unterschiede der Rasse, des Geschlechtes, der Bildung und sozialen Stellung hinweg. Die Christengemeinde zu Jerusalem ist das große Vorbild: „Die Gläubigen waren ein Herz und eine Seele und besaßen alles gemeinsam . . . Täglich verweilten sie einmütig im Tempel, brachen in den Häusern das Brot(Feier der heiligen Messe) und genossen ihre Speise in Frohsinn und Schlichtheit des Herzens" (Apg. 2, 44 ff.).

Gemessen an der ganzen Bürgerschaft Jerusalems aber bleibt die Christenschar eine kleine Herde. Das übrige Jerusalem, vom Paukenschlag Gottes, von all den Ereignissen bestürzt, versucht seiner Furcht zuerst mit Spott — „sie sind voll des süßen Weines" —, dann mit Wut und Verfolgung Herr zu werden. Mit Kerker und Geißelung will es den Heiligen Geist besiegen, töricht, verblendet wie die Kirchenfeinde zu allen Zeiten. Das Ende dieser erschütternden Tragödie? Im Jahre 70 n. Chr. wird Jerusalem bis auf den Grund zerstört, mit all seinen Kindern nach der Weissagung des Herrn zu Boden geschmettert. Die christliche Gemeinde zu Jerusalem aber ist eben noch vor den Legionen des Titus nach Pella geflohen; sie entzieht sich unserem Blick hinter dem Vorhang von Feuer und Rauchschwaden des untergehenden Jerusalems und geht auf in der Geschichte der Weltkirche.

Gott spricht zu uns leise wie im Säuseln des Windes. Er will unser Heil. Aber in der Geschichte des auserwählten Volkes wird offenbar, daß Gottes Stimme auch machtvoll sprechen kann, wenn das Geschöpf verstockt bleibt. Im Leben der einzelnen wie der Völker erdröhnen dann die göttlichen Mahnungen wie Paukenschläge. Wir haben sie aus der jüngsten Vergangenheit noch im Ohr. Haben sie genügt? Muß noch Schlimmeres kommen, damit die Menschheit endlich den Ungeist der Lüge und des Hasses aus ihrem Herzen stößt und Platz macht für den Geist der Wahrheit und Liebe, der allein alles neu machen, neues Leben und Frieden schenken kann?

O meine Herrin, wo standest du? Nur bei dem Kreuze des Herrn? O nein, du warst auch an dem Kreuze mit deinem Sohn gekreuzigt, nur mit dem Unterschied, daß er dem Leibe nach, du aber dem Herzen nach am Kreuze hingst. Die Wunden, die seinen Körper bedeckten, in deinem Herzen waren sie vereint. In der Tiefe deines Herzens, auch da ist Christus gekreuzigt worden.

Hl. Bonaventura

Weltweite Hirtensorge

Zum 70. Geburtstage von Josef Kardinal Frings am 6. Februar 1957

Es ist zur Tradition geworden, daß die Erzbischöfe von Köln über die weit ausgedehnte Diözese hinaus ihre Liebe und Hirtensorge auch den deutschsprachigen Katholiken im Ausland zuwenden.

Im Jahre 1904 wurde der damalige Fürstbischof von Breslau, Kardinal Kopp, vom Hl. Vater zum Protektor der deutschen Seelsorge in Italien ernannt. Der Vorschlag dazu war von dem Kölner Erzbischof Kardinal Fischer ausgegangen. Aber schon im Jahre 1909 wurde an Stelle des Fürstbischofs von Breslau, Kardinal Kopp, Anton Kardinal Fischer, Erzbischof von Köln, zum Protektor der deutschsprachigen Seelsorge in Italien ernannt. Das Protektorat für die deutschsprachigen Katholiken in Italien wurde dann im Jahre 1921 auf Westeuropa erweitert und Kardinal Schulte von Köln übertragen.

Der Kölner Erzbischof bediente sich zur Erfüllung seines päpstlichen Auftrages im wesentlichen des St. Josefs-Missionsvereins. Dieser war im Jahre 1862 in Aachen gegründet worden. Er schenkte seine Fürsorge besonders den deutschsprachigen Katholiken in Westeuropa und brachte für ihre Seelsorge erhebliche Mittel auf. Schon vom Jahre 1909 an wurden aus den Gaben des Josefs-Missions-Vereins die deutschen Seelsorger in Florenz, Neapel, Palermo, Venedig und Mailand besoldet. Im Jahre 1920 siedelte der Josefs-Missions-Verein von Aachen nach Köln über. Er arbeitete eng mit dem 1918 begründeten Reichsverband für das katholische Deutschtum im Ausland zusammen.

Als dann während des Krieges Kardinal Schulte starb, wurde zwar das päpstliche Protektorat durch den Hl. Stuhl nicht mehr erneuert, aber die deutschen Bischöfe baten den neuen Erzbischof von Köln, Dr. Josef Frings, die Aufgabe des Protektors im gleichen Sinne für Westeuropa weiterzuführen. Er übernahm diese Aufgabe nicht zuletzt auch auf Bitten der deutschsprachigen Seelsorger in Westeuropa. Im Kriege war eine ausgedehnte Arbeit für die deutschsprachigen Katholiken im Ausland naturgemäß sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Immerhin stellte Josef Kardinal Frings für die Seelsorgestellen in Madrid und Barcelona auch während des Krieges Priester frei.

Nach dem Kriege besuchte Erzbischof Frings bei der ersten Möglichkeit einer Reise nach Italien anläßlich der Verleihung des Kardinalshutes die dort tätigen deutschen Seelsorger. Soweit es damals möglich war, beschritt er alle Wege, den deutschen Seelsorgern zu helfen und ihre Arbeit zu ermöglichen. Zu den deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich entsandte er als Mittler seiner Lieber und Hilfe Weihbischof Cleven. Gelegentlich des Eucharistischen Kongresses in Barcelona benutzte Kardinal Frings auch die Gelegenheit, den deutschsprachigen Seelsorgern in Spanien einen Besuch zu machen und die dortigen Gemeinden deutschsprachiger Katholiken um sich zu versammeln. Auch Lissabon hatte die Freude und den Nutzen seines Besuches. 1953 weilte Kardinal Frings anläßlich des Bonifatiusjubiläums in England und besuchte die Gemeinden deutschsprachiger Katholiken.

„Katholisches Auslandssekretariat"

Kardinal Frings richtete 1950 in Köln ein Auslandssekretariat für Westeuropa ein, dessen Leiter Msgr. Berndorf wurde. In dieser Zeit wurden Seelsorger nach Frankreich, England und Belgien entsandt. 1953 veranlaßte Kardinal Frings, daß das Katholische Auslandssekretariat für Südosteuropa und Übersee in Frankfurt a.M. und das Katholische Auslandssekretariat für Westeuropa in Köln zusammengelegt und im „Katholischen Auslandssekretariat" vereinigt wurden, das 1954 seinen Sitz in Beuel/Bonn nahm. Schon vorher hatte Kardinal Frings den Katholischen Auslandsausschuß berufen, der über Fragen in der Auslandsseelsorge beraten, Mittel und Wege finden sollte, die Aufgaben zu bewältigen.

Mit dem Erscheinen der Apostolischen Konstitution „Exsul Familia" wurden neue kirchenrechtliche Verhältnisse geschaffen. Der Hl. Vater hat für die gesamte Welt die Frage der muttersprachigen Seelsorge geregelt und in jedem Lande einen Direktor für diese Aufgabe bestimmt. Dieser wird von den Bischöfen des Landes vorgeschlagen und arbeitet unter der Leitung der Bischöfe in letzter Verantwortung gegenüber der hl. Konsistorialkongregation. Als Vorsitzender der Fuldaer Bischofskonferenz ist aber Josef Kardinal Frings der deutsche Bischof, an den letztlich alle Fragen und Sorgen dieses weiten Aufgabengebietes herangetragen werden und der die Anliegen dieser wirklich weltweiten Seelsorge auf der Fuldaer Bischofskonferenz vertreten muß.

Der Neuaufbau der deutschsprachigen Seelsorge im Ausland nach dem Krieg war sehr schwierig. Zuerst mußte Abneigung, ja vielfach Haß, gegen alles Deutsche im Ausland sich langsam abbauen. Bei den deutschen Katholiken überlagerten die eigenen Nöte die Sorge um die Glaubensbrüder im Ausland. Viele hielten das Ausland ja für das erstrebenswerte Ziel. Das Wort „Auswanderung" war für viele gleichbedeutend mit „Auswanderung in ein fernes Paradies" und nicht ein Weggang aus einer geliebten Heimat in ein Ungewisses, Fremdes.

Als Kardinal der Hl. Römischen Kirche hatte Kardinal Frings die Möglichkeit, mit vielen Kirchenfürsten Verbindung aufzunehmen und Verständnis zu wecken.

Recht und Anspruch des Auswanderers

Die Apostolische Konstitution „Exsul Familia", die in diesem Jahr das erste Lustrum ihrer segensreichen Ausstrahlung begeht, brachte klare Richtlinien und Weisungen. Es ist Recht und Anspruch jedes Auswanderers und Ausgewanderten, Gottes Wort in der Sprache zu hören, die seine Mutter ihn lehrte,

zu beichten, wie er als Kind es lernte, und zu singen, wie er es in der heimatlichen Pfarrkirche einst tat. Dem deutschen Episkopat und damit in erster Linie dem Vorsitzenden der Bischofskonferenz entstanden neue Aufgaben und Verpflichtungen. Es mußten Priester freigestellt und Mittel bereitgestellt werden. Der Erzbischof von Köln beurlaubte neun seiner Priester für die Seelsorge im Ausland. Keine deutsche Diözese hat auch nur annähernd so viele Priester dem apostolischen Werke zur Verfügung gestellt.

Manche traditionsreiche Einrichtung besitzt das deutsche Volk für seine Glaubensbrüder im Ausland. In Rom ist es die ehrwürdige Anima, deutsch in dem großen und weiten Sinn, daß sie alle, die die deutsche Sprache sprechen, in Obhut nehmen und betreuen will. Manche Stunde der Überlegung, zahlreiche Besprechungen, sorgfältiges Nachdenken waren nötig, um viele Fragen, die die Nachkriegszeit aufwarf, zu lösen. In Neapel besteht seit vier Jahrhunderten eine deutsche Bruderschaft. Eine schöne Kirche mit Pfarrhaus und Gemeindeheim ist in ihrer Obhut. Kirche und Pfarrhaus bedurften einer gründlichen Erneuerung. Es fehlte der Priester, der dafür sorgte. Dem Beispiel seines hochseligen Vorgängers folgend, schenkte der Kölner Erzbischof dem Werk sein lebendiges Interesse und seine Hilfe. In Lissabon ist es die St. Bartholomäus-Bruderschaft, die über 600 Jahre besteht, welche oft Rat und Hilfe beim Kardinal in Köln erbat.

In umfassender Verantwortung

Weit öffneten sich die Türen des erzbischöflichen Hauses für Priester aus Südamerika, die in den vergangenen Jahren zu Ferienaufenthalt und Studien auf Einladung des Auslandssekretariates in Deutschland weilten, zu liebenswürdigem Empfang oder den deutschen und französischen Priestern, die in Frankreich deutschsprachige Katholiken betreuen. Als man anläßlich des Katholikentages in der Arbeitsgemeinschaft „Glaube und Muttersprache" die Aufgaben des deutschen Volkes, die „Exsul Familia" stellt, besprach, saß Kardinal Frings mehr als eine Stunde auf dem bescheidenen Sitz einer Hörsaalbank und hörte nicht nur zu, sondern fragte, beriet, munterte auf. Und nach dem Katholikentag durften alle zu ihm kommen, die deutschen Seelsorger im Ausland und die fremdsprachigen im Inland, deutsche Priester, die in allen fünf Weltteilen wirken, und Priester aus fast allen Völkern Europas, die ihren Glaubensbrüdern in Deutschland priesterlich dienen. Kardinal Frings muß sich auch um diese Probleme, die weit über seine Diözese hinausgehen, kümmern, zumal er Vorsitzender einer Bischofskommission ist, die sich mit den Fragen der fremdsprachigen Seelsorge in Deutschland befaßt, um dann dem Katholischen Auslandssekretariat Weisung und Hilfe zur Durchführung der Arbeit im einzelnen zu geben. Über 100 Priester aus 13 Nationen sind in Westdeutschland für ihre Landsleute tätig.

Was in diesen wenigen Zeilen über die Tätigkeit des Kölner Erzbischofs für die deutschsprachigen Katholiken im Ausland gesagt werden konnte, entgeht im allgemeinen dem Interesse der Journalisten und Reporter. Doch ist diese von den Scheinwerfern der Öffentlichkeit nicht beleuchtete Tätigkeit des Kölner Erzbischofs sicher der Erwähnung und Bewunderung wert. Es würde ein Licht auf dem Bild des weitgespannten Arbeitsfeldes fehlen, wenn die zahlreichen Stunden, die der vielbeschäftigte Kardinal dieser Aufgabe immer gerne widmet, unbeachtet blieben. Es waren viele Stunden, so viele, daß der Berichterstatter nur mit Dankbarkeit und Verwunderung bemerken kann, wie es möglich war, sie aus dem reichbesetzten Tagesplan auszusparen.

Es ehrt den Kardinal, daß sein Auge nicht gebannt ist durch die Grenzen der Diözese, sondern in katholischer weltweiter Verantwortung weit über die Sorge für das Erzbistum Köln hinausgeht zu den Katholiken deutscher Zunge in aller Welt und zu den Brüdern und Schwestern des gleichen Glaubens, die in vielen Sprachen in Deutschland das gleiche Credo mit uns beten. *Prälat Albert Büttner*

Maria lebt so sehr in Gott, daß sie immer weiß, was Gott will, und daß nichts einfacher für sie ist als den reinen Willen Gottes zu tun, auch wenn er Schweres und Bitteres von ihr verlangt. Und nicht nur ihre äußere Tat wird so bestimmt, sondern schon die innere Zustimmung, die jeweils ihrer immerwährenden Bereitschaft entfließt.

Andrienne von Speyr

* * *

Leichter verzeiht dir der Feind, der mächtige, den du geschlagen, als dir der kleine vergibt, den du durch Großmut beschämt.

Feodor Löwe

AUS LIEBE

von einer Ursulinerin

**Du Gott, bist die Liebe, erhaben und weit.
Und die Liebe ist immer zum Geben bereit.
So schuf'st Du uns Menschen — wir wurden Dein Bild,
Du gabst uns die Gnade, den Glauben zum Schild.
Die Leuchten der Himmel, des Erdkreises Pracht —
Auch das hast in Liebe für uns Du erdacht.
Du bist die Liebe — so tief und so weit,
Und die Liebe ist immer zum Opfern bereit.
So kamst Du zur Erde, für uns nur allein,
Zu zeigen uns Menschen Dein ewiges Sein,
Zu leben, zu lehren, in bitterster Not
Zu sterben für uns nur am Kreuze den Tod.
Du Gott, bist die Liebe — und das ist Dein Sein:
Die Liebe will gerne bei den Geliebten sein.
Drum gibst Du Dich selbst, Dein Fleisch und Dein Blut,
Uns, Deinen Kindern. O höchstes Gut!
So weil'st Du bei uns denn, im Sakrament:
Hilf uns, Dich lieben, ganz ohne End'! —**

So handeln Gottes Zeugen

von Josef Magnus Wehner

Eines Tages erhielten wir hohen Besuch. Mein Vetter, der 30 Jahre Missionar in China gewesen war, brachte seine zwei Freunde mit, mit denen er zwei Jahre Gefangenschaft in chinesischen Kerkern geteilt hatte. Der älteste der drei grauhaarigen Priester war ein Bischof. Es ist besser, seinen Namen und den Namen der großen chinesischen Stadt ganz zu verschweigen, die sein Bischofssitz war: ihr wißt ja, die Welt ist falsch, und es wäre unklug, die Christen in der fernöstlichen Stadt. die in dieser Geschichte auftreten, in Gefahr zu bringen: deshalb tragen auch sie, die heimlichen Getreuen, in unserer Erzählung andere Namen.

Wir sprachen über die Christen dort und hier. Ich fragte nach dem Unterschied. Mein Vetter antwortete sogleich.

„Hier in Deutschland", sprach er, ist es kaum möglich, im Alltag einen Christen von einem Nichtchristen zu unterscheiden. Ich habe noch niemand hier außerhalb der Kirche beten sehen, etwa im Gasthaus vor dem Essen. Und wenn die Gottlosen in der Eisenbahn oder anderswo das große Wort führen, schweigen die Christen. Der Hauptunterschied aber liegt im Gesichtsausdruck. In China erkenne ich sofort, wer Christ ist: alle Christen blicken dort fröhlich in die Welt. Der Schleier der Trauer der Verschlossenheit, ist von ihren Augen genommen, man sieht ihnen sofort an, daß sie erlöst sind. Sie sind wie die Kinder.

„Aber sind sie auch treu?" fragte ich. „Kinder sind doch furchtsam, wenn eine Gefahr kommt. Haben sie zu Ihnen gehalten, als sie im Gefängnis waren?"

Der Bischof lächelte und sah mich lange an, als hätte ich eine unziemliche Frage gestellt. Dann sprach er:

„Ich will Ihnen die Geschichte der Familie Sun erzählen. Ohne den Vater Sun, seine Frau Hiä und sein Söhnchen Wu moderten meine Gebeine längst irgendwo in der Erde Chinas, aber diese drei haben mir das Leben gerettet — einfach durch ihre Treue . . . Sun und Hiä waren Christen geworden, als ich noch ein junger Priester war; sie wohnten auch in meinem Sprengel, als ich Bischof wurde. Ich taufte ihr Söhnchen Wu.

Als ich in das Gefängnis eingeliefert wurde, begann jenes Martyrium, das der Neuzeit entspricht. Die Christen von heute sterben in der Gefangenschaft nicht mehr an Gift, durch Schwert oder Strick oder gar im Rachen wilder Tiere, sondern einfach am gebrochenen Herzen. Ich will Ihnen das deutlich machen. Meine beiden Mitbrüder haben genau dasselbe erlebt.

Ich war in den zwei Jahren meiner Gefangenschaft nie allein. Ein düsterer Saal voller Gefangener, darunter Mörder und Diebe — das mag noch hingehen; ich habe sogar einige von ihnen nachts in aller Heimlichkeit durch drei, vier Worte zu Christus geführt. Einer, ein Christ, hat sogar eine Lebensbeichte abgelegt.

Am schlimmsten waren die endlosen Verhöre. Zu jeder Tages- und Nachtzeit, manchmal aus dem tiefsten Schlaf heraus, wurde ich in einen kleinen Raum geführt, in dem meine Richter saßen. Ich durfte nicht die geringste Bewegung machen, wenn sie mich verhörten, daher meine geschwollenen Beine, verzeihen Sie. Ich mußte ihnen unverwandt in die Augen schauen, stundenlang, wenn sie mich ausfragten. Blickte ich zu Boden oder gegen das Fenster, so fielen sie sofort über mich her: ‚Was hast du eben gedacht, als du fortblicktest?' Gefiel ihnen meine Antwort nicht, so wurde ich abgeführt. Ein Wärter saß vor mir und fixierte meine Pupillen; ich durfte weder Arm noch Bein noch Kopf bewegen, sonst gab es Schlimmeres . . .

In den Verhören sollten wir seelisch gebrochen werden. Wir mußten wie Schüler immer wieder unser Leben erzählen, von Jugend an, mit allen Einzelheiten. Alles wurde aufgeschrieben und uns immer wieder vorgehalten: der geringste Widerspruch brachte Strafen. Unser Gedächtnis wurde schließlich eintönig, mechanisch. Wir verloren die Gabe der Unterscheidung. Wenn Ihnen tausend-

---

MEMENTO

Es grünt das Blatt; es welkt das Laub.
Das hellste Ohr wird einmal taub.
Was Welt ist, fällt dem Tod zum Raub.
Gedenk, o Mensch, du bist von Staub!

Das Pendel schwingt; der Zeiger kreist
lautlos wie in der Nacht ein Geist.
Das Uhrwerk tickt . . . Hörst du den Schlag?
Gedenk, es kommt der letzte Tag!

Wach auf aus deiner trägen Ruh!
Dein Grab kommt heimlich auf dich zu . . .
Und hinter ihm . . . steht Ewigkeit.
Gedenk, o Mensch, benutz die Zeit!

Es kehrt zurück zum Felsendom,
dem er entsprang, der breite Strom.
Treib haltlos nicht im Wogenspiel!
Gedenk, o Mensch, Gott ist dein Ziel!

Kaspar Kiermaier

mal vorgesagt wird, Sie sind ein Verbrecher, Sie haben das Spital nicht gebaut, um dem Volk zu helfen, sondern um es an die Imperialisten auszuliefern, oder: Sie haben gepredigt als Agent der fünften Kolonne — wenn Ihnen das tausendmal vorgesagt wird und Sie hungern und frieren, wenn Sie es nicht mechanisch wiederholen . . .

Dann mußten wir kommunistische Lehrbücher auswendig lernen und immer wieder aufsagen, Tag und Nacht . . . dann sollten wir unsere Mitarbeiter denunzieren. Oh, sie hatten Listen mit allen Namen, allen Beziehungen, sie wußten alles . . . Und sie glaubten fanatisch daran, daß plötzlich unser Charakter ins Gegenteil umschlagen würde, nur um endlich Ruhe zu haben vor diesen endlosen Verhören . . .

Nach einem Jahre war ich am Ende meiner Widerstandskraft. Ich hätte mich nicht ergeben, aber ich war zu tief erschöpft, um weiterzuleben.

Da beugte sich in der Nacht plötzlich von der Pritsche nebenan ein Gefangener zu mir und flüsterte mir einige Sätze zu.

Es war Sun.

Er sagte, er habe sich einsperren lassen, um mir zu helfen, er habe nichts Schlechtes getan, beileibe nicht.

‚Wir halten zusammen, draußen, wir Christen, Vater. Hab keine Angst! Wir haben sogar einen heimlichen Priester unter uns, er geht von Hütte zu Hütte. Und hier — die Hostie. Von ihm. Für dich!'

Er reichte mir ein hauchdünnes Behälterchen herüber, wie es nur die chinesischen Silberschmiede anfertigen können: zwischen zwei Metallblättchen lag der Leib des Herrn.

Am Morgen lag ein anderer Gefangener neben mir, auch ein Christ: Sun hatte sich irgendwohin verkrümelt.

Von da an tauchte er immer wieder auf, wenn mich die Aufseher quälten. Verschmitzt lächelnd störte er die Verhöre; er hatte Mut, er stellte sich dumm und machte das so geschickt, daß ihn die Wärter nicht durchschauten, im Gegenteil, sie ließen es sogar zu, daß sein Söhnchen Wu von Zeit zu Zeit sich durch die Gefangenen schlängelte und mit irgend einer Frucht am Munde zu seinem Vater eilte. Die frischen Früchte, die Mutter Hiä ihrem Kind zugesteckt hatte, gab er mir. Aber es waren nicht diese Früchte allein, die mich am Leben erhielten; es war der Anblick der fröhlichen Treue meiner Christen, der mich immer wieder in der tiefsten Seele stärkte.

Und da kam jener Tag, von dem ich glaubte, er sei mein letzter.

Meine Wärter, Pistolen im Gürtel, legten mir Handschellen an und führten mich auf den Hof.

Dort stand ein altes Auto. Die Schergen forderten mich barsch auf, einzusteigen. Der Motor heulte auf, wir fuhren.

Die Fenster des Wagens waren verhängt. Ich wußte nicht, wohin die Fahrt ging, ich war überzeugt, sie würde in einem Steinbruch vor der Stadt enden — ich bereitete mich auf den Tod vor.

Nach langer Kreuz- und Querfahrt hielt das Auto. Als mich die Wächter hinauszerrten, traute ich meinen Augen nicht: ich stand im Hofe des Bischöflichen Palais! Was hatte man mit mir vor?

Ich sah vor der Treppe meines Hauses auf einem roten Teppich einen Tisch, beladen mit Artilleriegranaten, Minen und verrosteter Munition aller Art. Vor dem Tisch stand rechts und links eine Eskorte Soldaten, das Gewehr schußbereit im Arm.

Einige Polizisten trugen meine bischöflichen Gewänder herbei und zogen sie mir mit Gewalt über, sogar die Mitra setzten sie mir auf.

Dann führte mich der Offizier vor den Tisch, irgendwo hörte ich den knipsenden Laut einer Kamera . . . es war im Nu, geschehen, der Offizier grinste.

Erst jetzt fiel mir blitzartig ein, was der Aufzug bedeutete: morgen würde in allen kommunistischen Zeitungen des Ostens ein Bild zu sehen sein mit der Unterschrift: ‚Diese Munition wurde im Keller des Bischofs von . . . gefunden.' Und alle Leser würden davon überzeugt sein, daß ich Spionage für den Westen getrieben und ich einen bewaffneten Aufstand vorbeitet hätte.

Es kam indessen nicht dazu. Fast unhörbar drängte, während ich wieder ausgekleidet wurde, eine Menschenmenge von der Straße herein, Bettler und Arme, so schien es. Demütig und sanft wie Wasserwellen ergossen sich die Reihen über den Hof, hüllten die schwerbewaffneten Soldaten ein, völlig gewaltlos — es geschah nichts, gar nichts, man führte mich schnell wieder ab.

Kurz darauf erzählte mir Sun im Gefängnis lächelnd, meine Christen hätten nur die photographische Platte unschädlich gemacht, es sei kein Tropfen Blut geflossen, man habe die Polizisten nur ‚wattiert'.

Der Gute Hirt

von einer Schwester der hl. Ursula

Kennst du den Hirten hehr,
So voller 'Güt' und Macht?
Er hütet Seine Schäflein
Bei Tage und bei Nacht.

Der Schafe sind gar viele,
Sie sind so manigfalt.
Der Hirte sieht sie alle,
Ob jung noch oder alt.

Er führt sie auf die Weide,
Sie leiden Mangel nicht.
Sie kennen Seine Stimme,
Wenn Er zu ihnen spricht.

Und viele, viele Tausend,
Sie folgen ihm geschwind,
Vertrauend Seinen Worten,
Wo immer sie auch sind.

Das sind die treuen Schäflein,
Des Hirten Stolz und Freud':
In weißem Lichtgewande
Tun sie, was Er gebeut.

Doch ach, des Hirten Auge
Muß oft so viele seh'n,
Die trotz der treuen Sorge
Doch in die Irre geh'n.

Er folget ihren Spuren,
Er sucht sie Tag und Nacht;
Und manch verlor'nes Schäflein
Hat Er zurückgebracht

Hast du geseh'n den Hirten?
Du kennst Ihn lange schon:
Er ist der Welterlöser,
Des Allerhöchsten Sohn.

Sei still, o Mensch, und höre,
Was Er wohl zu dir spricht.
O folge Seinem Rufe —
Verlasse ihn doch nicht!

Hilf Ihm die Seelen suchen.
Er trägt sie gern zurück,
Gibt selbst Sein Fleisch zur Speise,
Ist ihnen Lohn und Glück. —

Nach ein paar Tagen teilte man mir mit, ich würde nach Deutschland entlassen, das Schiff läge bereits im Hafen. Wahrscheinlich war diesen Machthabern auch ein eingesperrter Bischof noch gefährlich. Ich konnte mir keinen Entlassungsgrund denken.

Mit meinen Mitbrüdern wurde ich auf den Boden eines Kastenwagens gelegt, der überall mit Brettern vernagelt war, doch sah ich durch die Ritzen, wie Menschen, fröhlich lachend, zum Hafen hinabliefen. Und hier hatte ich die letzte Begegnung mit der Familie Sun.

Ich hatte den Lastwagen kaum verlassen, als ich an der Mole eine ungeheure Menschenmenge erblickte. Es waren meine Christen, die von mir Abschied nehmen wollten.

Der Zugang zum Schiff war von Polizeiketten abgesperrt. Aber was halfen den düster blickenden Wächtern ihre Waffen? Ich hörte, wie mein Kinder hinter den Absperrmanschaften beteten und sangan. Das Brausen ihrer Stimmen umfing mich stärker, je näher ich dem Schiffssteg kam — und plötzlich geschah es.

Mit sanfter Gewalt schoben sich die Sänger und Beter durch die Ketten der Polizei. Die Bewaffneten wurden einfach ausgelöscht, eingewickelt, aufgesogen, der Offizier freundlich abgedrängt. Wahrscheinlich hätte er ohnedies nicht mehr schießen lassen, denn die Machthaber wissen auch heute noch nicht, wie ihre Sache enden wird — kurz und gut, ich war im Nu von meinen Kindern umringt, und nun trat Mutter Hiä aus der Schar hervor, sie trat vor mich hin, mit ihrem guten, runden, fröhlichen Gesicht. Sie nestelte aus einem Seidentuch etwas hervor und drückte es mir in die Hand: es war meine kleine Vespermonsranz, die einen Kreuzpartikel barg. Gott allein weiß, wie Mutter Hiä das kostbare Kleinod gerettet hatte.

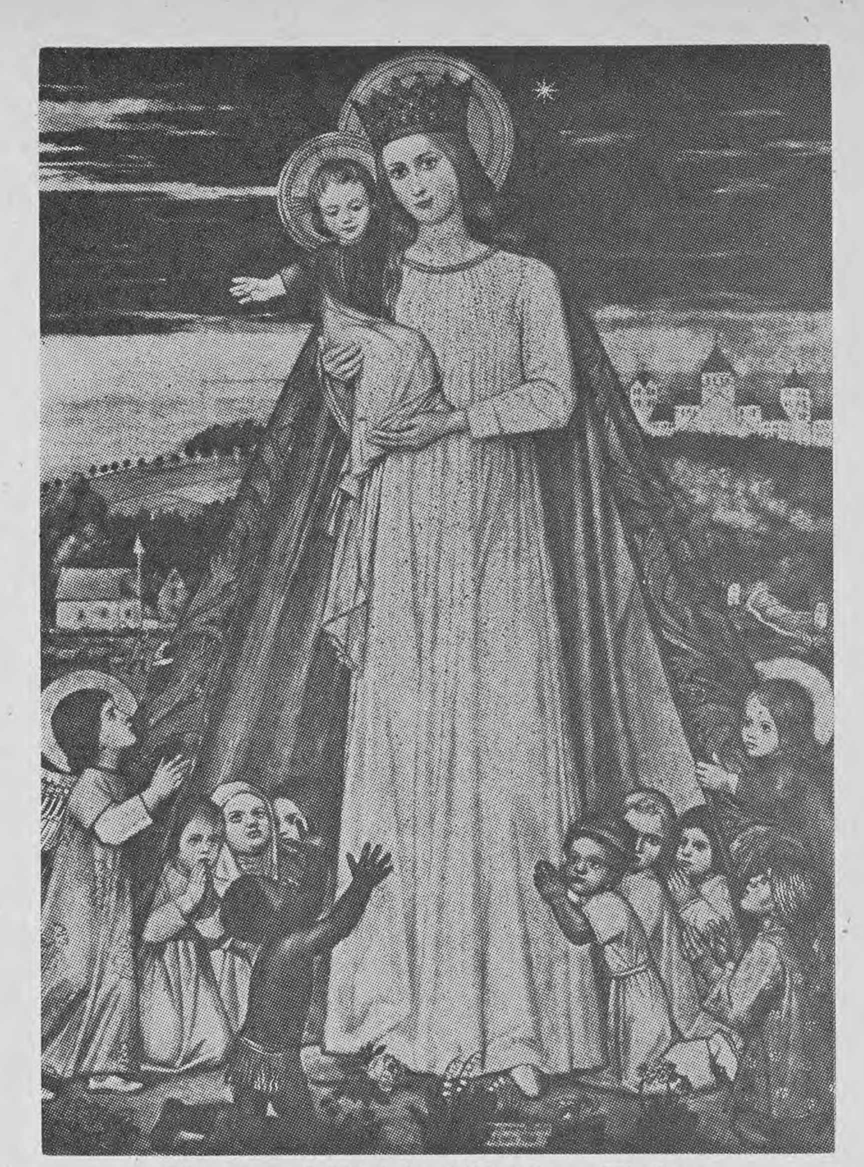
Sie kniete vor mir nieder, die ganze Menge kniete vor mir nieder, und ich hatte das hohe Glück, meine Kinder, diese treuen Zeugen Gottes, zum Abschied mit dem heiligen Kreuz zu segnen.

Dann gab ich Mutter Hiä, indem ich mich selbst niederkniete, heimlich das Kleinod zurück: im Kreuz bleiben wir ewig verbunden."

Der Bischof schwieg. Er lächelte. Seine blauen Augen gingen durch das Fenster hindurch, über das Gebirge hinweg, gen Osten . . .

Wir sprachen später noch mancherlei über die Zukunft des Christentums im Osten.

„Wenn die Christen im Westen", schloß der Bischof, „ebenso fröhlicht, leicht und selbstverständlich ihr viel kleineres Kreuz vor aller Welt offentragen wie der kindliche Osten, sehe ich keine Gefahr."



Mutter und Königin, hilf deinen Kindern

Nachdem Du, o Gott, des Vaters Willen erfüllt, nachdem Du die Höhen den Tiefen vereint, fuhrst in Herrlichkeit dorthin Du auf, wo einst Du gewesen.

Du stiegst zu Deinem Vater empor, o Erbarmer, von dem Du nicht warst geschieden, und hast die Natur, die da lag in der Tiefe, Gebieter, erhöht.

Kilian Kirchhoff O.F.M.

HYPNOSE

von P. A. Squill

Zugegeben, das Leben ist hart, Freunde! Aber wer ein findiger Kopf ist, der studiert eifrig die Zeitungsanzeigen, wie ich es tat. Und siehe — eines Tages las ich folgendes Inserat: „Das Leben meistern durch HYPNOSE — der beste Weg zum Erfolg! Schnellkurs, einfach und billig!"

Na bitte! Ohne Zögern bestellte ich schnellstens den angepriesenen Schnellkursus, und schon wenige Tage später saß ich vor dem Spiegel und übte. Da trat meine Frau ins Zimmer. „Liebling, sagte sie, „ich weiß wirklich nicht, was ich heute kochen soll. Mein Wirtschaftsgeld ist wieder alle!"

Ich erhob mich und blickte ihr in die Augen. „Mein Gott", sagte sie, „ was stierst du mich denn so an?"

Langsam ging ich auf sie zu, langsam hob ich die Hände in Augenhöhe. Mein Blick wurde immer durchdringender. Dann sagte ich monoton und eindringlich: „Hast — du — wirklich — kein — Geld — mehr?"

„Nein", winselte sie.

„Sag — die — Wahrheit!" befahl ich und blickte noch schärfer.

Tatsächlich, die Hypnose wirkte. Sie bekam einen Weinkrampf. „Doch", schluchzte sie, „ich habe mir heimlich zehn Mark gespart." Just in diesem Augenblick klingelte es. Ich ging und öffnete. Es war unser Hauswirt. „Herr!" knurrte er. „Wie lange soll ich denn noch auf die Miete warten, he?"

Ich antwortete nicht. Ich blickte ihn nur an. Scharf und durchdringend. Unter meinem hypnotischen Blick wurde er sichtlich verwirrt und wich zurück.

„Hä?" schluckte er. „Na gut, wenn's heute nicht ist, dann — dann eben ein andermal . . ." Und mit einem Satz war er an der Treppe und stürzte davon.

Gleich darauf klingelte es wieder. Diesmal war's Otto, mein Freund. Er wollte die zwanzig Mark zurück, die er mir vor einem halben Jahr geliehen hatte. Ich gab sie ihm nicht, ich fixierte ihn nur. Immer tiefer drang mein scharfer Blick in seine Augen. Oh, Otto war ein harter Prüfstein. Aber seine Macht schien zu erlahmen.

„Mensch", flüsterte er unsicher, „du guckst ja wie ein Irrer!"

Ich gab nicht nach. Mein Blick schien ihn zu durchbohren. Da griff er zur Türklinke und hastete davon. Ich rieb mir die Hände. Wirklich, eine feine Sache, die Hypnose!

Nun zog ich mir den Mantel über, ging zu Mittelstedt & Söhne und ließ mich direkt beim Seniorchef melden.

„Sie sind's?" rief der alte Herr mißmutig. „Was wollen Sie schon wieder? Etwa Vorschuß? Nein, mein lieber, Ihr Konto ist weit überzogen. Aber — was denn? Stieren sie doch nicht so!"

Langsam ging ich auf ihn zu, die Hände in Augenhöhe, meinen Blick auf seine Pupillen geheftet. Schritt für Schritt kam ich näher. Auf Mittelstedts Stirn bildeten sich kleine Schweißperlen, seine Hände griffen zitternd zum Kugelschreiber. „Wieviel?" fragte er mit bebender Stimme.

„Einhundert!" befahl ich, und er schrieb schnell die Anweisung aus.

Beglückt eilte ich nach Hause. Na, meine Frau würde Augen machen. Doch als ich dann unsere Wohnung betrat, standen zwei riesige Kerle im Zimmer. Ehe ich noch ein Wort sagen konnte, hatten sie mich gepackt und in eine Zwangsjacke gesteckt. Meine Frau atmete erleichtert auf.

Die Riesen brachten mich in eine Nervenheilanstalt. Dort wurde ich sogleich dem Doktor vorgeführt. Er starrte mir in die Pupillen, hob langsam die Hände in Augenhöhe und sagte monoton und eindringlich: „Ihre Nerven sind zerrüttet, mein Herr, denn die Zeiten sind schwer, ich weiß. Aber ich werde Ihnen helfen, mein Freund. Durch Hypnose . . ."

Dann versuchte er, mich zu hypnotisieren. Und ich ihn.

Noch steht der Kampf unentschieden. Aber wenn ich ihn bis morgen nicht geschafft habe, werde ich einen neuen Schnellkurs in Hypnose nehmen . . .

Wie Gott die Frau erschuf

Eine Legende aus dem Arabischen

Am Anfang schuf Gott die Welten, den Himmel und die Erde und alles, was da lebt — also auch den Menschen, den Mann.

Aber als Gott nun auch die Frau erschaffen wollte, erkannte er, daß er alles verausgabt hatte, was dazu notwendig war. Darüber trauerte der Schöpfer und besann sich lange, wie er dennoch dem Manne eine *Gefährtin* geben könnte. Endlich fand er den Ausweg, aus den übriggebliebenen Bruchstücken der Schöpfung die *Frau* zu gestalten:

Vom Monde nahm er die Sanftmut und vom Meere die Tiefe —
von den Wellen die Unruhe und von den Sternen das Flimmern —
von den Sonnenstrahlen die Wärme und vom Tau die Frische —
vom Winde das Brausen und von der Rose den Duft —
von der Lilie den Stolz der Haltung und von der Feder des Vogels die Leichtigkeit —
von der Schlange die Klugheit —
vom Chamaleon die Wandlung —
vom Pfau die Eitelkeit —
vom Löwen die Kühnheit —
von der Zeit den Verrat . . . . .
vom Papagei die Geschwätzigkeit und vom Skorpion den Stachel —
. . . . . dies alles gab er in einen Schmelztiegel, auf daß es sich ineinander löse und festige. Und so schuf Gott die FRAU und gab sie dem Manne.

Aber es dauerte nicht lange, da erschien der Mann vor dem Angesicht Gottes und klagte:

„Herr, die Frau die Du mir gabst, vergiftet meine Tage, sie spricht unaufhörlich und weint oft ohne Ursache. Sie ist zart und zerbrechlich, alles schmerzt sie und sie liebt es zu klagen — oh nimm sie zurück, damit ich wieder in Frieden leben kann . . . . ."

Gott lächelte gütig und erhörte die Bitte des Mannes. Aber nicht lange danach erschien der Mann wieder vor dem Thron des Schöpfers.

„Herr, begann er zu klagen, ohne die Frau ist mein Leben einsam und leer, die Welt, die du mir gabst eine Wüste. Ich bin elend

vor Einsamkeit — ich träume im Schlafen und Wachen vom Gesang der Frau, von ihrem Tanze, von ihrer Lieblichkeit, Anmut und Süße. Ihr Lächeln gab mir Kraft, durch sie lebte ich ein Leben voller Sonnenschein und ohne Wolken, sie war Balsam meinen Wunden und die Zauberin meiner Träume. Oh, Herr, erhöre mich und gib sie mir wieder — die Frau.

Und abermals erfüllte Gott die Bitte des Mannes. Aber siehe da, nach einiger Zeit erschien er wieder vor dem Angesichte Gottes, weinte und klagte und sagte:

„Herr, ich verstehe mich nicht mehr, aber nun glaube ich, daß die Frau mir mehr Leid bringt als Freude."

Da zürnte Gott und sprach: „Geh fort von hier, ich will Dich nicht mehr dulden vor meinem Angesicht. Aber der Mann schrie voller Verzweiflung: „Höre mich, o Herr, ich kann nicht wieder mit ihr zusammenleben."

Da lächelte Gott gütig und antwortete: *„Es mag schwer für dich sein, mit der Frau zu leben — aber es ist noch viel schwerer für dich, sie zu entbehren."*

Daraufhin nahm der Mann die Frau bei der Hand und ging traurig mit ihr fort, klagte laut und weinte: „Was für ein Unglück hat mich betroffen — ich vermag nicht mehr ohne die Frau zu leben, aber mit ihr zu leben bereitet mir Qual. Im Wachen und im Traum führt sie mich in das Paradies und in die Hölle zugleich. "

Dann ging er von dannen und verhüllte sein Angesicht vor der Sonne, dem Mond und den Sternen . . . Er begriff den Lauf der Zeit, *Mann und Frau* müssen gemeinsam und zusammen dieses DASEIN fristen.

Immer die gegenwärtige Stunde, ist Gottes Stunde. Das ist das Stück der Ewigkeit und das Stück Chaos, das um Gestaltung ringt — in dir — durch dich.

Gottfried Keller

Wir sind in dem Maße unsterblich, in dem wir in uns die Selbstheit ersterben lassen.

Rudolf Steiner

„Mein Haus ist ein Bethaus..."

von Willi Lindner

Als Pfarrer Heinrichs sich das Evangelium zurechtzulegen begann, lief ihm plötzlich ein behagliches Schmunzeln übers Gesicht. Pfarrer Heinrichs war nämlich ein Mann, dem öfters der Schalk als die Strenge im Nacken saß.

‚Wenn der liebe Gott es mir nicht übel nimmt', so sann er jetzt lächelnd in sich hinein, ‚möcht ich gern einmal den Teufel durch Beelzebub austreiben'. Und er dachte dabei an den Pochinger und an den Schindler und an einige andere Kirchenbesucher, die seine Sonntagspredigt regelmäßig zu einem Nickerchen zu benutzen pflegten.

Als er dann am Sonntag auf der Kanzel stand, las er mit besonderer Betonung die Stelle aus der Heiligen Schrift: „Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es zu einer Räuberhöhle gemacht."

„Das, meine andächtigen Zuhörer", sprach er dann, „kommt in unserer Kirche nicht vor. Der katholische Christ hält sich von Schacher überhaupt fern, und er bringt auch seine geschäftlichen Sorgen nicht mit in die Kirche. Denn er weiß, daß seine Kirche in Wahrheit ein Bethaus ist, bewohnt von Gott im Tabernakel auf dem Hochaltar.

„Der katholische Christ weiß, daß er in die Kirche geht um zu beten oder andächtig zu sein und das Wort Gottes zu hören. Zum Wort Gottes aber gehört auch die Sonntagspredigt, die er wachen Sinnes und offenen Ohres in sich aufnehmen soll."

Der Alois Pochinger, der sich auf seinem angestammten Platz im Beichtstuhlwinkel bereits behaglich zurüsk gelehnt hatte, um die Augen zum gewohnten Nickerchen zu schließen, wurde jetzt hellhörig, kratzte sich verlegen hinterm Ohr und blieb wach.

„Ich weiß, meine andächtigen Zuhörer", fuhr Pfarrer Heinrichs fort, „daß ihr alle ehrlich bestrebt seid, meinen Worten andächtig zu lauschen, wenn ich auch kein begnadeter Redner bin, wie es der gottselige Abraham a Santa Clara war. Der Abraham a Santa Clara wußte seinen Zuhörern sehr deutlich und drastisch die Meinung zu sagen. Zum heutigen Evangelium würde er sicher gesagt haben, wenn er einen Zuhörer schlafend erwischt hätte: „Schlafmützen gehören nicht in die Kirche!" Ich bin, wie gesagt, kein Abraham a Santa Clara, aber ich habe einmal ein Geschichtlein gehört, das von diesem gewaltigen Kanzelredner stammen könnte.

„Da hatten zwei brave Männer während der Predigt nicht gut zugehört, weil sie die Augen geschlossen und die Ohren nicht geöffnet hatten. Der Pfarrer aber hatte dem Gleichnis des Heilandes vom Splitter im Auge des Nächsten und vom Balken im eigenen Auge gesprochen. Nach dem Hochamt waren die braven Männer mit den anderen Kirchgängern an den Stammtisch gegangen, da hatte dann der eine den andern gefragt: ‚Sag mal, wird in unserer Kirche demnächst gebaut?' ‚Gebaut? Wieso?' hatte der andere zurückgefragt. ‚Nun, ich glaube gehört zu haben, der Pfarrer hätte etwas vom Balken gesagt.' ‚Vom Balken habe ich nichts gehört. Mir war es, als hätte er davon gesprochen, jemand hätte einen Splitter ins Auge bekommen.'

Da erhob sich am Stammtisch ein großes Gelächter der übrigen, die nunmehr wußten, daß die braven Zwei während der Predigt geschlafen hatten. Sie wurden weidlich gehänselt und nahmen sich das so zu Herzen, daß sie künftig bei der Predigt Augen und Ohren offen hielten."

„Seht meine andächtigen Christen", schloß Pfarrer Heinrichs dies Kapitel seiner Predigt. „Solche Dinge sind unschön und sollten unter katholischen Christen nicht vorkommen. Und weil wir alle gute Christen sind, kommt so etwas bei uns nicht vor."

Und der Pochinger und der Schindler und die anderen braven Nickemänner gaben sich innerlich einen Ruck — und von dem Tage an hatte Pfarrer Heinrichs bei seinen Predigten stets eine hellwache Gemeinde.

Aus der katholischen Welt

Lourdesjubiläum beginnt am 11. Februar 1958. Die Feierlichkeiten des 100jährigen Jubiläums der Muttergotteserscheinung in Lourdes werden am 11. Februar 1958 durch einen Päpstlichen Legaten eröffnet werden. Sie werden, wie der Bischof von Lourdes, Msgr. Théas, auf einer Pressekonferenz in Rom erklärte, ihren Höhepunkt in der Einweihung der neuen unterirdischen Basilika, in der internationalen Marianischen Arbeiterwallfahrt und in den beiden internationalen Marianischen Kongressen finden. Der Bau der neuen unterirdischen Basilika, die 300 Meter lang und 80 Meter breit ist und rund 20 000 Personen Platz geben wird, wird noch in diesem Jahr zu Ende geführt werden. Der Bischof von Lourdes wurde vor kurzem von Papst Pius XII. empfangen. Er berichtete dem Heiligen Vater über die Vorbereitungen für die Jahrhundertfeier.

Neue Ausgrabungen im Vatikan — Papst Pius XII. ist ein eingehender Bericht über die archäologischen Funde überreicht worden, die beim Bau einer neuen unterirdischen Autogarage im Vatikan gemacht worden sind. Es wurde eine christliche Grabstätte gefunden, deren Gräber auch guterhaltenen Skelette bargen. Von besonderem archäologischen Interesse sind die zahlreichen Mosaike und Fresken, die gefunden wurden, sowie Grablampen, Glaskelche und vor allem Münzen, die genaue Feststellung des Alters dieser Grabanlagen erlauben. Sie stammt aus dem ersten Jahrhundert nach Christus, aus der Zeit von Claudius Nero. Schon bei Ausgrabungen unter der Vatikanischen Basilika war man auf einen Friedhof gestoßen, der nach Ansicht der Archäologen das Grab des hl. Petrus birgt, das genau unter dem Papstaltar der Vatikanischen Basilika liegt.

Totgeglaubter Bischof aus der Haft entlassen — Der 83jährige litauische Bischof Teofilis Matulionis, der 16 Jahre in sowjetischen Lagern und Gefängnissen verbracht hat, ist vor kurzem nach Litauen zurückgekehrt und hat in Wilna eine hl. Messe zelebriert. Nach seiner Deportation nach Rußland 1945 verschwand jede Spur von ihm, so daß er allgemein für tot gehalten wurde. Selbst der Vatikan strich 1955 den Namen des Bischofs aus dem „Päpstlichen Jahrbuch".

Toscanini in Mailand beigesetzt — Die sterbliche Hülle von Arturo Toscanini wurde auf dem Friedhof der Stadt Mailand beigesetzt. Vorher zelebrierte der Erzbischof von Mailand, Msgr. Montini, im Mailänder Dom, wohin der Sarg in feierlichem Zug von der Mailänder Scala aus überführt worden war, die Seelenmesse und erteilte anschließend die Absolution an der Tumba. Der Chor der Mailänder Scala sang das Requiem aeternam aus dem Requiem von Verdi. Der Sarg mit der sterblichen Hülle Toscaninis war auf dem Luftwege von Amerika in Rom eingetroffen.

Anbetungskappelle im Mussolini-Palast — Der Venezia-Palast in Rom hat eine kleine Anbetungskapelle erhalten, in der für die Gläubigen der Innenstadt ständig das Allerheiligste ausgestellt ist. Die Kapelle wurde vom Generalvikar von Rom, Kardinal Micara, geweiht. In dem Palast hatte Mussolini seine Regierungsbüros eingerichtet, von wo aus er in den dreißiger Jahren die Begründung des italienischen Weltreiches verkündete und später den Allierten den Krieg erklärt hatte.

Hilfe im Werte von 750 000 Dollar — Die Hilfsorganisation der Zentrale der amerikanischen Bischofskonferenz (NCWC) hat seit Oktober 1956 die Ungarn in Österreich mit Kleidern, Medikamenten, Bettzeug und anderen dringenden Hilfsmitteln im Werte von 750 000 Dollar versorgt. Darüber hinaus hat NCWC 3000 Tonnen seiner Lebensmittelvorräte in Österreich und Italien an das Internationale Rote Kreuz zur Verfügung in Ungarn und für Speisungsaktionen in den größeren Flüchtlingslagern in Österreich freigegeben. NCWC unterhält weiter Wohlfahrtsbüros und Verteilungsstellen in vielen der kleineren Lager in Österreich zur Durchführung eigener Speiseaktionen. Wohnungen und Arbeitsplätze hat die Organisation für 15 364 ungarische Flüchtlinge in den Vereinigten Staaten bereitgestellt. Sechzehn Millionen Pfund seiner augenblicklich in Europa gelagerten Lebensmittelvorräte wurden von NCWC zur Verteilung in Ungarn zur Verfügung gestellt. Zwei Millionen Pfund davon wurden bisher zusammen mit Medikamenten und Kleidung nach Budapest versandt.

Flüche in Leder gebunden — Ein ungewöhnliches Geschenk erhielt der griechische Postminister von den Telefonistinnen der Athener Telefonzentrale. In einem in Leder gebundenen Buch mit Goldschrift und sorgfältig in alphabetischer Reihenfolge sind alle jene Flüche und Beschimpfungen aufgezeichnet, die die Telefonistinnen von den erzürnten und nervösen Teilnehmern im Laufe des letzten Jahres zu hören bekamen. Das „Goldene Telefon-Schimpfbuch" der Athener Telefonistinnenenthält nicht weniger als 10 000 verschiedene Flüche und Schimpfworte. Diese stattliche Zahl ist auf die sehr blumenreiche griechische Sprache zurückzuführen.

Ein Neger jüngster Bischof der Kirche — Jüngster Bischof der katholischen Kirche ist der erst 30jährige bisherige Sekretär des Apostolischen Delegaten in Ostafrika, der Neger Maurise Otunga. Er wurde von Papst Pius XII. zum Titularbischof von Tacapae und Weihbischof von Kisumu ernannt. Otunga ist der Sohn des Häuptlings des Bakukusu-Stammes und sollte ursprünglich die Thronfolge antreten. Gegen den Widerstand seines Vaters entschloß er sich, Priester zu werden und studierte im Missionsseminar und später in Rom. Fast gleichzeitig mit der Ernennung des jüngsten Bischofs, verstarb der ä l t e s t e Bischof der katholischen Kirche, der Bischof von Grenoble, Alexander Caillot, im Alter von 96 Jahren. Seit 1941 war er Päpstlicher Thronassistent.

Blitzlicht im Gerichtssaal

von Hermann Bechen

Der Möder hob schnell die Hand vor die Augen, aber es war zu spät; grell war in der gleichen Sekunde das Blitzlicht aufgeflammt und hatte sein verstörtes Gesicht festgehalten. Gelassen folgte der Reporter Fred Steffens den Polizisten, die den jugendlichen Verbrecher abführten.

Am Wochenende brachte die große Illustrierte dann auf der Titelseite das interessante Bild „Festnahme des 18jährigen Grenzschmugglers Peter K., der im vergangenen Monat an der holländischen Grenze einen Beamten niederschoß und dann flüchtig wurde."

Eine Woche später brachte dieselbe Illustrierte aufregende Szenen aus dem Gerichtssaal. Geschickt hatte Reporter Steffens die Höhepunkte der Verhandlung auf die Platte gebannt, das Geständnis, den Zusammenbruch des Täters bei der Urteilsverkündigung, welche auf viele Jahre Zuchthaus lautete; endlich Großaufnahme des Angeklagten, der Berufung einlegen wollte.

Wieder acht Tage danach klingelte es plötzlich um die Mittagsstunde in der Privatwohnung des Bildberichters Fred Steffens, der für seine gelungenen Aufnahmen ein nicht geringes Honorar erhalten hatte. Ärgerlich fuhr er aus seinem wohlverdienten Schlaf, aber vielleicht war es wieder etwas Berufliches. Welchem Verbrecher mußte er jetzt wieder ans Tageslicht verhelfen? Fast kam er sich vor wie ein Arzt, den die Kranken zu den ungelegendsten Tages- und Nachtzeiten verlangen, weil das Leben in keine Sprechstunden einzuzwängen ist. Gähnend öffnete der Reporter die Tür.

Ein älterer Mann stand da, in ziemlich abgewetzter Kleidung, die verklebte Schirmmütze in den Händen drehend, und suchte nach Worten. „Bitte, was wünschen Sie?" kam ihm Fred Steffens unwirsch zuvor. Der Mann schaute groß. „Kennen Sie mich nicht?" „Nein, ich wüßte nicht, wann und wo ich Sie —" Da zog der Mann eine Illustrierte aus der Tasche und hielt sie dem Reporter unter die Augen. „Sie haben mich doch selbst geknipst, damals im Gerichtssaal, als ich für meinen Sohn um mildernde Umstände bat." Reporter Steffens zog die Brauen hoch. „Ach — so —. Ja, aber, warum kommen Sie jetzt?"

„Sie können eine letzte Aufnahme machen, sozusagen zum Abschluß. Er hat sich aufgehängt in seiner Zelle, ja —" Fred Steffens fuhr zurück. „Wie? Aufge — aber warum denn?" Der alte Mann deutete auf die Illustrierte, die er noch immer umklammert hielt. „Darum!" sagte er schwach, und es schien, als brauchte er dringend einen Halt.

Reporter Steffens war mit einem Schlage munter, keine Spur mehr von Mittagsmüdigkeit. Er riß die Tür auf. „Aber kommen Sie herein, Mann. So was verhandelt man ja nicht auf dem Treppenplatz —"

Er blickte sich scheu um, aber die Nachbarn hatten die Türen dicht. „Ja", nickte der Mann, „ich muß Sie schonen, obwohl Sie ihn nicht geschont haben. Aber es war schließlich Ihr Beruf, Sie leben von so was, nicht?" Reporter Steffens zog ihn herein, machte die Tür zu und drückte den Mann auf einen Stuhl. Wie grau war er im Gesicht, richtig verfallen!

Er rannte und goß einen Doppelkorn ein. „Da, nehmen Sie erst mal, und dann erzählen Sie in Ruhe, was geschehen ist, ich werde nicht klug aus allem." Der Mann schob die Hand mit dem Glas weg. „Es ist nicht viel zu sagen, soviel Kraft habe ich noch. Er war doch so jung, mein Sohn. Trotz allem: er hatte noch etwas Ehre im Leib. Geschossen hat er damals aus Angst, Angst vor dem Gefängnis, vor der Öffentlichkeit. Wer wird aus so jungen Burschen klug? Es war Unrecht, was er tat, der Schmuggel und all das, ich entschuldige es nicht. Aber es gab ihm niemand vernünftige Arbeit, verstehen Sie? Er hatte nichts gelernt als stramm stehen, verrückte Befehle auszuführen und schließlich die Panzerfaust zu handhaben. Da ist er auf die schiefe Bahn geraten. — Seinetwegen — so hat er auf einen Zettel geschrieben, ehe er sich erhängte — war es ihm egal, groß in der Illustrierten zu stehen. Aber er hat es nicht verwunden, daß auch ich hineinkam. Sie wissen ja, die bekannte Aufnahme."

Reporter Steffens stellte mit wankender Hand das Glas auf den Tisch zurück, jetzt hatte er wohl selbst der Stärkung bedurft. Es würgte ihm im Halse. „Es tut mir leid", murmelte er, „wer hätte das erwartet? Solche Aufnahmen sind nichts Außergewöhnliches unter Presseleuten. Aber sie können gewiß sein: ich erkläre mich zu jeder möglichen Wiedergutmachung bereit."

„Jaja", murmelte der Mann, „bei Ihnen wird anscheinend all das bezahlt: die Aufnahmen, der Schmerz und der Tod." Er stand langsam auf.

„Nein, danke, lassen Sie, deswegen kam ich nicht. Ich wollte Ihnen nur etwas anderes unter vier Augen sagen: Wir werden alle einmal vor einem Richter stehen, auch im Blitzlicht, im Blitzlicht des Jüngsten Tages, Herr. Und vor der ganzen Menschheit, Sie und ich und wir alle."

Er setzte sich umständlich die alte Mütze auf, wandte sich zum Gehen. „Möge Gott uns dann begnadigen können", flüsterte er.

WENN SIE RUFEN

Wenn sie rufen
aus Not,
geht es dich an.
Gib ihnen Brot!
Karge nicht
mit deinem Gebet
für ihre Stunde,
die fleht!
Erbitte den Frieden
in Kammern voll Krieg!
Die Liebe hinieden
ist überm Sieg.
Liebe und bete
und teile dein Brot!
Draußen stehn Menschen
und rufen aus Not!

Natalie Zimmermann

Heimat aus Gottes Hand

Roman von Luis Trenker

Copyright 1955 by C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh, Deutschland

Fortsetzung

Der junge Stampfeter gab ihm bis vor das Haus das Geleit. „Tust mir arg leid, Anselm!" Er legte sein gutmütiges Weingesicht in bekümmerte Falten, „aber ihr seid ja alle blind da oben! Ich sag' dir bloß: Stell deiner Mutter die Schwiegertochter zur Rechten, ehe sie dir den Stiefvater zur Linken setzt!"

„Mir ist schon alles recht!" brummte Anselm.

„Wie ich allweil sag': Die Weiber regieren die Welt. Also schau dich um eine Hauserin um, die für dich auf Fioll regiert!"

Als der junge Stampfeter in die Stube zurückkam, trank er in einem Zuge die Flasche leer.

„Was schaust ihm denn nach, he?" fuhr er zornig die Schwester an, „ist ja stockfinster draußen! Mußt schauen, solang es Tag ist. Aber da bringst du deine Augen nicht hin!"

„Weil ihr allesamt so grausig seid mit dem Amselm!"

Weißt etwa nicht, wofür das geschieht?"

Da schwieg Trine. Aber sie blickte noch lange zu den Bäumen des Angers hinaus, hinter denen Anselm verschwunden war. —

Was das Wetter anging, behielt Anselm recht. In der Nacht zog es schwer vom Ritten herüber, und als er morgens nach der Sense greifen wollte, goß es in Strömen.

„Die Mahd muß warten", rief er der Mutter zu, die mit der Frühmilch in das Haus trat.

"Wie du meinst, Anselm! Mir ist es recht so!"

Er sah ihr nach, wie sie mit leichtem Griff die Kanne hob und die Milch in die Zentrifuge schüttete.

„In der besten Kraft!" Das Wort ging ihm nicht aus dem Kopf.

Mißtrauisch beobachtete Anselm, was im Hause geschah. Wenn die Mutter des Abends mit Vitur über den Aufzeichnungen saß, die er mitgebracht hatte, und sich von ihm über Siron erzählen ließ — ach, das alte Heimweh war wieder erwacht! —, sprach sie stets in jenem vertrauten Tone zu ihm, wie er bei Hausgefährten üblich ist. Vitur mit seinem ernsten, männlich-schönen Antlitz, das scharf, wie aus dunklem altem Holz geschnitten war, saß still dabei und wartete, bis Agnes ihn ansprach. In seiner Antwort lag dann jene natürliche Zurückhaltung, die getragen wurde von der Verehrung und Treue ihrem elterlichen Hause gegenüber. Mit keinem Wort, nicht mit der geringsten Geste überschritt er jemals dieses Gesetz. Nur seine dunklen, leidenschaftlich feurigen Augen verrieten, wie sehr er an Agnes' Schicksal Anteil nahm. Doch selbst seine Gedanken blieben jenseits dieser tiefen, unüberbrückbaren Grenze, die ihn von Agnes, der Tochter seines gnädigen Herrn, trennte .

Anselm war hellwach in jenen Tagen. Auch wenn er die ladinische Sprache seiner Mutter nicht sehr gut verstand, den Mann, der sie sprach, verstand er wohl. Vitur Aldian? Nein! Eher stürzten die Berge nieder, als daß er nur einen Schritt über jene eherne Grenze getan hätte. Die Mutter? Anders war sie, unheimlich fast, wenn sie die Sprache, diese seltsam schöne, sprach, die in ihrem Munde so eigen, so fremd und betörend klang, daß Anselmimmer etwas wie Eifersucht spürte. Doch die Mutter blieb in allem die Herrin.

Vitur aber schüttete seine ganze Liebe über Nelda aus. Das Kind fühlte sich seltsam zu ihm hingezogen, vielleicht, weil es mehr als alle anderen den Vater vermißte, wohl aber, weil auch in Nelda das Erbe der Mutter allmählich Gestalt gewann. Wie lauschte sie ihm, wenn er von Riesen, von geheimnisvollen Salvéres, von gütigen Feen erzählte, die drüben über den Bergen mitten unter den Menschen lebten wie hierzulande die Hirten und Jäger. Welch eine Welt klang in diesen wunderlichen Namen auf: Rua . . .Rudella . . . Surang . . . Noval . . . Sorseid . . .Lajosa Sorega . . .

Gerne saß Vitur auch mit Lukas zusammen. Es waren viele Themen, die sie besprachen:

Was die Zeiten gebracht und im Laufe der Geschichte wieder genommen hatten, was die Germanen an Kulturen in Rätien geschaffen, und was die Römer; sie sprachen von der einstmaligen Größe des versunkenen Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und von der untergangenen österreichisch-ungarischen Monarchie, der schweren Erbschaft, die auf den Menschen unserer Tage lastet: wohl auch von neuen Ideen, die aus Italien und Deutschland kamen und mit großen Worten und großen Taten laut und respektlos gegen alles Bisherige verkündet wurden. Aber Aldian war viel zu sehr Bergsteiger, um das Gespräch nicht bald von diesen Dingen, Geschehnissen und Be-

dingnissen unserer Zeit auf die Wiesen, Almen und Berge der engsten Heimat zu bringen. Da wurde von Corfa aus eine neue Seilbahn geplant, der allseits rührige und so sehr geschäftstüchtige Bürgermeister wollte auch einen Skilift in das Valparola hinauf bauen. Aldian mochte sie nicht, diese aus den Fabriken in die Natur übertragenen laufenden Bänder. „Sie bringen nur Unrast, Lärm, zweck- und sinnloses Hasten in die heilige Ruhe unserer Berge", sagte er, aber Lukas gab zu bedenken, daß der Fortschritt und damit die Technik mit ihren Maschinen nicht aufzuhalten sei.

„Was nennt man nicht alles Fortschritt heutzutage! Die Maschinen sind des Teufels", sagte Vitur, „das ist gewiß. Ob sie notwendig sind, weiß ich nicht. Daß sie der Menschheit Segen bringen, glaube ich nicht, doch da sie einmal da sind und die Welt beherrschen, werden sie schon ihren Sinn zu erfüllen haben. Ich bin jedenfalls gegen die Skilifte und Seilbahnen und gegen alle Sportraserei, die mit der modernen Technik zusammenhängt. Alles ist Rekord, überall sind Rennen. Wozu all die Hast? Solange unser guter Herr von Siron der Vater deiner Mutter, gelebt hat, blieben wir in Antermoja drüben von all dieser sinnlosen Wichtigtuerei verschont. Im letzten Krieg verstand er es sogar, manches Böse von unserer Gemeinde abzuwenden und vieles zu erhalten, was gut und schön war. Nicht eine einzige Glocke unseres wunderbaren Glockengeläutes hat er für Kanonen geopfert, und kein Berg ist im Umblick unseres Gebietes durch technischen Plunder verunstaltet worden. Ja, dein Großvater, Lukas, das war ein Mann, der zwischen Sinn und Un-Sinn unterscheiden konnte."

„Soweit es sich um die Zeit meines Großvaters gehandelt hat, mag er recht gehabt haben, Aldian", setzte Lukas fort, „aber wir sind unter anderen Sternbildern geboren worden. Die Zeit rast dahin. Was vor zwanzig Jahren noch galt, gilt heute nicht mehr. Amerika ist einmal entdeckt worden, und was hat sich da drüben aus dem gesunden, ungebundenen Realismus der Amerikaner entwickelt? Eine ungeheure, sich selbst kaum faßbare Macht, ein gigantisches technisches Wunder, eine neue Welt ,eine übergehende, überschäumende Kraft, ein Reichtum ohnegleichen — mein lieber Aldian — ich verstehe deine Innerlichkeit, dein scheues, der Natur und dem natürlichen, gottgewollten Wachsen der Dinge zugekehrtes Wesen, doch dürfen wid uns, aus was für Gründen immer, den Luxus nicht leisten, abseits zu stehen, und die Dinge, welche heute die Welt bedeuten, ablehnen. Das gilt auch für euer stilles Antermoja drüben. Schau, auch das Bergsteigen hat andere geradezu extreme Formen angenommen, um von deinemGebiet zu sprechen. Matterhorn-Nordwand, Eiger-Nordwand, Zinnen-Nordwand! Was bedeutet ein Phänomen wie der Kletterer Comici? Ist er nicht im tiefsten Grunde seiner Seele ein Idealist wie du, nur weiter vorwärtsgetrieben, an den Rand des Lebens sozusagen, und doch im Grunde ein Mensch wie wir beide, schlicht und demütig."

„Comici ist ein Zeiterscheinung, ein Vertreter des Extremismus, der das Ende der Kletterkunst bedeutet, weil es nach der Zinnen-Nordwand keine Steigerung mehr geben wird. Überhaupt wird seine Art des Kletterns ein Privileg für einige wenige bleiben. Der Heroismus eines Comici oder jener Draufgänger, welche die Eiger-Nordwand mit dem Einsatz ihres Lebens erstiegen haben, wird zwar immer ein leuchtendes Beispiel sportlichen Mutes, kraftvoller Energie und großer Opferbereitschaft bleiben, doch bringt sie uns der göttlichen Natur nicht näher, sie zerreißt bloß die Geheimnisse, und was bleibt, ist wenig genug. Ich finde das Glück des Bergsteigers nicht im äußeren Extremismus, sondern in der ehrfürchtigen Erfassung der Wunder der Berge, in der Erstarkung und Festigung unseres Wesens, aber nicht im Kampf auf Leben und Tod."

„Doch die Leistung bleibt, und damit haben die großen Kletterer die Menschheit genau so vorwärtsgetrieben wie die ersten Talwanderer. Es kommt alles auf den Standpunkt an. — Was ich sage: wie die Technik unaufhaltsam ihren Weg geht, ohne uns zu fragen, so tut dies auch der unbewußte Drang, der den Bergsteiger, den Sportsmann und, wenn man will, auch den Künstler trägt und führt." —

*

Anselm ging in die Tenne, um die Sense zu dengeln; denn der Regen ließ nach. Am Morgen konnte die Mahd beginnen.

Er legte sich das Blatt zurecht und prüfte den Hammer. Beim Dengeln kamen immer die besten Gedanken. Aber wenn es um Weiber ging, spürte er einen so eigenen Druck im Inneren, es wurde ihm einfach übel. Was andern nur das Herz beschwerte, ihm beschwerte es, weiß Gott, alle. So groß und selbstgewiß er sonst war, wenn es um Weiber ging wurde Anselm hilflos wie ein Knabe.

Kam nicht alles Unheil in der Welt, und auf Fioll schon gar, nur von den Weibern? Den Männern lag alles fest in der Hand. Wie ruhig in seiner Art, wie selbstverständlich war ihnen alles: die Ordnung auf dem Hofe, die Arbeit, das Leben selbst. Jeder wußte: So ist es! So muß es sein! Aber als die Weiber ins Spiel kamen, wurde alles ungewiß. So ist es! Zum Teufel, nein! Bei ihnen war es anders! Alles auf den Kopf gestellt! Das kam nicht bloß, weil es Weiber waren, zweifelhafte Geschöpfe an sich — mehr noch, weil sie von draußen kamen. Alles andere war ja auf Fioll geboren und gewachsen. Nur die Weiber nicht! Der Vatersvater ,als es ihn zu den Weibern trieb, war drei Dörfer weit bis nach Gufidaun gegangen, als hätte er nicht auch am Rojenberg etwas finden können, und der Vater gar war die halbe Welt ausgefahren, bis hinter die letzten Jöcher, um zu finden, was er, ohne es zu wissen, so eifrig gesucht hatte.

Zornig schwang Anselm den Hammer. Er brachte keine Schärfe in die Sense. Alles war wie verhext an diesem Tage.

Und wenn er sich schon, wie die Stampferischen meinten, um ein Weib umtun sollte — bei jeder Arbeit wußte Anselm, wie sie anzulassen war, aber kannte sich einer bei den Weibern aus? Tat man einer zuviel schön, gleich hing sie einem am Halse, und nicht Tod und Teufel brachten sie mehr fort. Tat man einer zu wenig schön, verstand sie es nicht und stellte sich dumm. Und dachte sich einer: Ich laß es sein, dann begann es in ihm zu rumoren, als wären alle Geister losgelassen. Es trieb ihn auf, ob er wollte oder nicht. Er konnte gar nicht anders als wieder anfangen mit den Weibern.

Anselm kannte es wohl, wenn das Blut so rebellte. Mitunter, wenn er auf dem Kirchplatz stand und auf die Weiberseite hinüberschielte, gefiel es ihm arg, die schönen Kleider, die sauberen Gesichter. Das war eine Freude für ein Mannsbild! Doch wenn es ihn dann auftrieb — es war nicht arg bei ihm, nie ärger als ein Rausch —, hatte er sogleich das Gegenmittel zur Hand: Er schlug den Zappin mit doppelter Kraft ins Holz, er lud sich das schwerste Fuder auf, er hob den Lupfstein, verdammt! Das half, gewiß; denn einen, der müd von solcher Arbeit kam, trieb das sündhafte Weibsbild nicht mehr auf.

Mit spitzen Fingern probierte er die Schärfe. Noch immer nicht das rechte!

Er überlegte alles noch einmal: Daß die Mutter sich noch einmal verheiratete — wer konnte es ihr wehren? Vielleicht kam sie bloß deshalb auf einen solchen Einfall, weil sich ihre Söhne, alle drei, so lange Zeit ließen damit? Wenn er, Anselm, mit der Richtigen käme, würden der Mutter wohl solche Gedanken vergehen. Außerdem: es brauchte bei Lukas vielleicht nur einen Ruck, damit er von seinem Erbteil zurückträte. Doch diesen Ruck gab ihm ein Weib viel leichter als er selbst. Wenn es also schon sein mußte, dann wollte er die Sache lieber gleich richtig aushandeln, als selbst auf ein Fenster zu gehen und eine Liebschaft, eine ungewisse, anzufangen. Und besser in der Nachbarschaft umschauen als weiß Gott wo! Da wußte er, was er von einer zu halten hatte. Hauptsache, daß der Handel das Richtige eintrug. Wenn man schon als Mannsbild seine beste Kraft an so ein Weib gab, mußte es dafür einbringen, daß alles wieder auf gleich kam.

Während er sorgsam mit dem Dengelhammer die kleinen Risse und Unebenheiten des Blattes glattschlug, nahm er die Höfe in der Nachbarschaft der Reihe nach vor: Bergat, Roy, Minèrt, Stampfet, Tschelm . . .

Als Anselm am nächsten Morgen auf der langen Wiese zu mähen anhob — er war allein, denn der Altknecht spritzte die Reben, und der Fütterer rüstete mit dem Jungknecht zur Almfahrt —, kam auch der Tschelmer mit seiner Sense und trat in die Hauswiese, die an das Fioller Grundstück grenzte.

„Es haltet das Wetter!" rief Anselm und blickte zum Ritten hinüber.

„So wohl!" gab der Tschelmer nicht unfreundlich zurück.

Er war von kurzer, gedrungener Gestalt, um soviel kleiner als Anselm, als Tschelm kleiner war als Fioll, hieß es im Dorf. Doch er war kräftig und zäh, ein wenig geizig dabei, wie das zu seiner Art gehörte. Von ruhigem Wesen, aber wenn es über ihn kam, konnte er in wilden Zorn verfallen.

Mit der Hartnäckigkeit des kleineren Nachbarn hielt er seinen Hof zusammen. Gab es irgendwo einen Vorteil zu erhaschen, war er wie ein Luchs dahinterher.

Die Sensen rauschten durch das Gras. Anselm hielt sich im Mähen so weit zurück, daß der Tschelmer ein Stück vorankam und er das Gespräch, das er vorhatte, richtig beginnen konnte.

Dieser merkte es sogleich: denn immer war sonst Anselm voran gewesen. Dies mußte heute etwas Besonderes bedeuten. Er hielt ein und begann, die Sense zu wetzen. Anselm tat das gleiche. Jetzt war es offenbar, daß er etwas auf dem Herzen hatte.

„Bist allein heut?" fragte der Tschelmer, um der Sache auf den Grund zu kommen.

„Ist mir lieber allein!" knurrte Anselm.

„So wohl!" nickte der Tschelmer.

„Und — es redet sich leichter!"

„So wohl!"

Der Tschelmer spuckte aus und schob die Pfeife von einem Mundwinkel in den andern. —

Dann mähten sie die Gasse zu Ende.

„Wenn ich so schau, mein' ich grad, der Fioller selbst steht in der Mahd!"

„Der Vater, ja!" nickte Anselm, „wenn der noch wär!"

„Ja, schad ist's um ihn, den Fioller. Bald wird es ein Jahr, dann . . ."

Der Tschelmer schluckte ein wenig und trat in die nächste Gasse. Doch die Sense riß. Es war Zeit, zu wetzen.

„Es heißt, der Lukas steht ab."

„Kann sein, kann sein auch nicht!"

„Dir stünd' er besser, der Hof, Anselm!"

Jetzt mähten sie die Wiese zurück. Da sie aber beide am Grenzrain begonnen hatten, rückten ihre Gassen nun immer weiter auseinander ,so daß sie es mit dem Reden nicht mehr so leicht hatten. Als schon ein Streifen, drei doppelte Gassen breit, zwischen ihnen lag, wurde es Anselm bange, ob er wohl sein Vorhaben noch anbringen könne.

Da faßte er sich ein Herz. „Weil du vom Hofe sprichst . . ." begann er.

Der Tschelmer spuckte auf den Wetzstein.

„Das wollt' ich sagen", fuhr Anselm fort. Jetzt ging er aufs Ganze. „Übers Joch geh' ich nicht wie der Vater, wenn es einmal bei mir an der Zeit ist."

Dem Tschelmer fiel schier der Wetzstein aus der Hand, so erschrak er.

„Nicht übers Joch?" stotterte er, „da hast wohl recht, Anselm. Es ist weit für unsereinen übers Joch . . . und die Sprache drüben . . ."

Anselm starrte steil in die Luft, als sähe er dort etwas, das er mit seinen Augen festnageln müsse.

„Wenn es an der Zeit ist — ich ginge nicht einmal ins Dorf, am liebsten ginge ich bloß an den Zaun . . .”

Der Eschelmer starrte nun gleichfalls hochauf, als müßte er Anselm helfen, das gewisse Ding in der Luft festzunageln. Sprechen konnte er nichts, so ungeheuerlich war dies alles.

Anselm nahm einen neuen Anlauf.

„Einmal hab'ich ein Herz über den Zaun getragen, aber . . .”

Jetzt fand der Tschelmer die Sprache wieder.

„Nichts weiß ich, ganz und gar nichts! Alles tun sie heimlich, die Weiber, oh die Weiber!”

„Die Weiber!” nickte Anselm verständnisvoll.

Das packte den Tschelmer so gewaltig, daß er Anselm teilnehmend auf die Schulter klopfte. „Laß nur!' rief er, „wir kriegen sie schon klein, die Weiber!” Groß richtete er sich auf und streckte Anselm die Hand entgegen: „Jetzt, wenn du an den Zaun kommst, Anselm — ich tu dir selbst das Gatter auf! Daß du es grad weißt. Mein Wort darauf!” Er nahm die Pfeife aus dem Mund, was er sonst nicht einmal im Bett tat, nur in der Kirche. Ein Zeichen, wie feierlich ihm zumute war.

Anselm ergriff die Hand des Tschelmers und drückte sie, daß die Knochen krachten, wie es unter Männern Brauch ist, wenn sie eine heikle Sache auf gleich gebracht haben.

„So wohl!” sagte der Tschelmer und erwiderte freudig den Druck seiner Hand.

XVII

Es ist ein Tag wie tausend andere, ein Arbeitstag auf Fioll. Der Morgen kommt vom Langkofel herab. Die Sonne tropft aus den Wipfeln und Lärchen und scheint auf das Dach des Hauses. Es hat in der Nacht geregnet. Das Dach trieft noch vor Nässe. Es dampft. Wie Nebel braut es auf! Und doppelt klar, in den kräftigen Farben des Morgens steht der Hof da, wie neu, immer wieder.

Christoph fürchtet diese sonnenwachen Tage, an denen die Dinge so unverstellt vor den Augen stehen und die Wirklichkeit grausam die Sinne bedrückt.

Er fühlt den dumpfen Schmerz wieder an den Schläfen. „Grundlagen der Elektrotechnik.” Nein! An diesem Morgen nicht! Ist es nicht lächerlich, was er da treibt? Existenz nennt er das. Existiert er denn überhaupt noch? Lebt er?

Immer in diesen überhellen Tagen treten die dunkelsten Gestalten auf ihn zu. Er kann ihnen nicht entrinnen. Er will es auch nicht. Er genießt diese Wollust des Schmerzes und der Verlassenheit, er ist glücklich über diese stete Nachbarschaft des Todes.

Die Frage pocht an sein Herz, die ihn in der Einsamkeit der Berge gequält hat, die ihn verfolgt. Tag und Nacht:

„Wer bist du, Christoph, was soll werden?”

Der Ekel schüttelt ihn: denn er hat keine Antwort auf diese Fragen. Was ist der Sinn seines Lebens? Wofür lebt er?

Statt einer Antwort — der stumme Freund! Da ist er wieder!

Seit er ihm damals, ein Kind noch, in Siron zum ersten Male in das steinerne Antlitz gesehen hatte, das im Leben das Antlitz des Herrn Oswald De Lay gewesen war, blieb er der getreue Helfer in der Not und behielt für immer dessen edle, gütige Züge.

Christoph blickt um sich. Er hat ein aufgeschlagenes Heft Heft auf den Knien. Die leeren Seiten reizen ihn. Er schreibt:

„Was wohl, o Herr, hast Du als Höchstes
in Deine große Welt gesetzt,
was, das am stärksten mir
Dein Wesen offenbart,
allmächtig ist wie Du
und allen gegenwärtig,
unerbittlich und trotzdem der Güte voll,
zwingend das Herz und doch erlösend?
Nur einer ist:
Der Tod!
Nichts, das wie er
so klar aus Deiner Hand entspränge!
Einsam steht er über allem,
was des Menschen ist.
Unnahbar bleibt er,
nicht zu fassen mit Gewalt und List.
Löst er nicht gütig
als der getreueste von Deinen Boten
selbst das Unlösbare,
tröstet das Herz und hebt es auf zu Dir,
tilgt er nicht mit eigner Hand
der Übel größtes:
die Schuld?” —

Während Christoph in seiner stillen Kammer diese Zeilen niederschreibt, schreitet Anselm drüben über den Acker. Er hat das Saattuch um die Hüfte geschlungen. Jeder Schritt, den er tut, ist bedacht, bemessen jeder Wurf. Es ist die vornehmste Arbeit des Bauern, eine Arbeit, bei der die Würde ersetzt, was sonst die Kraft bedeutet. Ernst ist sein Gesicht. Was ihn den Tag über bedrückt, ist ausgelöscht. Ganz der Arbeit ist er hingegeben.

Aber unten im Hof steht Lukas. Die großen Trommeln mit den Kupferseilen sind gekommen. Sie müssen auf kleinere Rollen umgespult werden. Lukas hält einen Block in der Hand und verzeichnet darauf das eingetroffene Material. Die Arbeiter stehen fragend vor den großen, ungefügen Trommeln; denn sie wissen nicht, wie sie diese Arbeit beginnen sollen. Nun ist Lukas mit seiner Aufschreibung fertig. Er tritt zu den Arbeitern hin. Ganz einfach! Daß ihnen dies nicht einfallen wollte! Die Trommel quer durch den Anger ablaufen lassen! Die Arbeiter lachen. Wozu ist er Ingenieur. Er muß es wissen! Also! —

Die Sonne strahlt heller. Eine ganze Flut von Licht liegt über dem Anger. Die Schatten rücken enger an die Mauern des Hauses.

Stille ist weitum.

Doch da ist mit einemmal eine Stimme, die

Stimme des jungen, blühenden Lebens. Als riefe der Morgen selbst, dieser strahlende Morgen! Von drüben klingt der Ruf, vom Nachbarhof herüber, von Tschelm. Es ist Ev, die ruft.

Was ruft sie bloß? Wen meint sie nur? Christoph? Lukas? Anselm? Es sind sinnlose, unzusammenhängende Worte.

„Bulla . . . bulla . . . looo!!"

So ruft man im Lande den Männern nicht. Nein, es gilt bloß — lacht nur, ihr drüben — den Hühnern! Aus allen Winkeln, um alle Ecken schießen sie hervor. Von der Wiese her, aus den Haselbüschen kommen sie gelaufen.

„Bulla . . . bulla . . . looo!!'

Da hält Lukas lächelnd inne. Er steht im Anger unter den Bäumen. Die Äste hängen tief hernieder. Sie verstellen ihm den Blick. Er hebt einen Ast zur Seite. Nun hat er freien Blick.

Drüben steht sie. Sie kann ihn nicht sehen. Doch er sieht, wie sie mit leichtem Wurf den Hühnern Körner streut ,wie sie den kecksten wehrt, die ängstlichen ermutigt. Jetzt hebt sie das Kleinste, ein Kücken noch, zu sich empor — welcher Liebreiz, in dieser schlichten Bewegung! —, mit den Flächen beider Hände hält sie es behutsam umschlossen. Nun steckt sie ihm ein Korn in den Schnabel! Sie trägt das blaue Hauskleid, das mit den hellen, weißen Ärmeln, auch die Schürze ist hell. Alles an Ev leuchtet nur so, am hellsten das Haar! Das ganze, frohe Licht dieses Tages liegt über ihr.

Lukas ist glücklich. Aus der Erinnerung steigen die Stunden herauf, die glücklichen! Das erste zaghafte, noch kindlich einfältige Gespräch, ein stiller, verschwiegener Gang durch den heimlichen Wald. Der Abschied am Brunnen — ein Ahnen schon! Die Jahre der Trennung, die doch Jahre des Sichfindens waren! Das Wiedersehen — „wie groß du geworden bist, Lukas, ein Herr!" „Und du, Ev- Du bist die schönste!" Er hat es nicht ausgesprochen, doch er dachte es jede Stunde. Und dann: Der Monte Piz und die Berggipfel weitum! Wie haben sie ihre junge Liebe gesegnet, ihr Versprechen, dem allein der Himmel Zeuge war!

Ev! Ein überströmendes Gefühl nimmt ihm schier den Atem. Er sieht die Stunde vor sich, da er vor die Mutter hintreten wird, bald schon, in einigen Wochen: „Dies. Mutter, ist mein Entschluß: Ev soll meine Frau werden!" Ein strahlender Tag mußte es sein, ein Tag wie heute. Und ein Fest mußte es geben auf Fioll, so schön, wie noch keines war. Christoph mußte die Geige spielen, wenn er, Lukas Hellensteiner, die Jungfrau Eva Senn, die Tschelmertochter, zum Altare führte. Und dann wollte er arbeiten, ein ganzes Leben lang, arbeiten, schaffen, nur für sie und mit ihr — für Ev! —

Aufgeregt kommen die letzten Hühner aus den Stauden gejagt. Wie gut, daß Ev mit den Körnern gespart hat; denn die letzten scheinen die hungrigsten zu sein. In wilder Gier wollen sie nachholen, was sie versäumt haben. —

Anselm horcht auf und blickt über den Acker hinüber nach Tschelm. Die Sonne blendet. Er kann nicht gut sehen. Er muß wohl zurück zum Kornsack gehen und den Schurz wieder auffüllen. Vom Ackerrain aus, an dem der Sack steht, sieht er besser nach Tschelm hinüber. Hier blendet die Sonne weniger. Während er sich niederbeugt und mit der Handschaufel das Saatkorn aufgreift, bemerkt er erst, daß der Schurz ja noch fast voll ist. Er lächelt über seine Ungeschicklichkeit. So etwas ist ihm doch noch nie geschehen. Gut, daß es niemand bemerkt hat. Es könnte sonst jemand glauben, er sei aus einem anderen Grunde zum Sack gegangen, als um Saatkorn nachzufüllen. Als ob er, Anselm, so etwas nötig hätte! Doch nun ist er also da, und es bleibt ihm nichts anderes übrig, als so zu tun, als ob er Korn in die Schürze schaufle. Kindisch kommt er sich dabei vor. Ja, diese Weiber! Narren machen sie aus den Männern!

Ev! Wie sie da drüben steht, inmitten der aufgeregten Schar! Noch immer hat sie Körner in der Schürze und wirft sie aus und späht dabei aufmerksam zu den Büschen hinüber, ob nicht noch ein verspätetes Huhn daraus hervorgestürzt kommt. Ja, sie versteht es, hauszuhalten. Wie sie im Kleinen ist, ist sie im Goßen auch. Eine rechtschaffene Person, das ist sie, und wenn der junge Stampfeter zehnmal eine andere meint.

Anselm sieht auf die leere Kornschaufel, stößt sie in den Sack, zieht sie leer wieder heraus und schüttet das Korn, das gar nicht auf der Schaufel liegt, in den Schurz.

„Eigentlich ist es doch gut und recht", denkt Anselm, „daß Gott Menschen zweierlei Geschlechts geschaffen hat. Man muß nur auch bleiben, was man ist. Ein Mann auch vor Weibern! Nie zeigen, wie man es mit ihnen meint. Und schon gar nicht wichtig nehmen! Was auszuhandeln ist, unter Männern aushandeln, mit kräftigem Handschlag und einem: ‚So wohl!' als Beschluß."

Ev! Er sieht sie vor sich, wie sie in der Stube steht. Es ist ein Sonntag, schön wie dieser Tag heute. Der Tschelmer hat sein bestes Gewand an. Feierlich ist er gestimmt. „Ev", sagt er, „nun ist es Zeit, daß ich dir es kund tue: Anselm, den wir den Fiollen nennen, weil er es ist nach dem Willen des Schöpfers, auch wenn das Gesetz der Menschen gegen ihn ist, Anselm begehrt dich zum Weibe!" —

„Bulla . . . bulla . . . looo!"

Die Hühner, nein, viel mehr! Alles Lebendige lockt Ev mit seinem Zauberwort. Die Vögel kommen aus den Lüften geflogen, die fröhlichen Gäste des Himmels! Das kleine, zierliche Rotkelchen vom Langfeld her, der dicke Dompfaff, der bunte Stieglitz und die heimlichen Meisen vom Tschanwalde! Selbst der Kreuzschnabel wird unruhig in seinem Käfig. Die Rehe treten aus der Waldlichtung, schüchtern, obwohl noch heller Tag ist, die Hasen hoppeln über die Halde daher, selbst hinauf in die Berge klingt ihr Ruf.

Ev aber steht — eine Königstochter im Märchen — verklärt im hellen Licht der Sonne. Sie sieht das Getier rings um sich und lächelt über die Macht, die ihrem Wort gegeben ist. Nun hebt sie die Hand schattend über die Augen und blickt über den Anger zum Turm hinüber. Alles hat sie gerufen, was ringsum lebt, doch wo bleibt er, auf den sie wartet?

Ev! Ev! Ich komme!

Nicht doch! Klüger ist, ich bleibe; denn ich weiß: Dein Herz ist der Liebe voll, daß es schweigen muß. Spräche es, mit tausend Zungen riefe es allem Lebendigen zu, dieses eine Wort: Ich liebe! Ich liebe! „Kein Wort mehr, Christoph!" „Ja, Ev! Wozu Worte? Spricht nicht die Liebe selbst zu uns und bringt uns Sonne, Leben und Glück?"

Christoph beugt sich über das Blatt. Die Zeilen fliegen:

. . . schon hatte er, der schweigsam stumme Freund, lächelnd
die Hand sanft auf die Schulter mir gelegt, —
leicht, kaum, daß ich sie fühlte! —
und sprach — wie gut die Stimme klang:
„Komm, Christoph!
Ich allein bin es,
der, was auf dem Herzen schwer dir lastet,
die Schuld kann lösen!"
Doch als ich, zögernd noch,
den ersten Schritt mit seinem tat,
klang mir, über die Wälder weit,
die Wiesen, Berge,
ein anderer Ruf entgegen,
wie Glockenläuten in den Abend,
wie der Wind leicht durch die Lärchen weht,
wie Vögel singen früh am Morgen,
ein Ruf, als riefe mich das Leben selbst.
Und alles, was mir lieb ist,
was mir leid ist,
klang in dieser Stimme mit.
Ein Zauberwort, das war es,
unverständlich dem gemeinen Ohr,
dies herrlich, lockend schöne —
Wie ging es doch? — Dies:

Son de sass e ne muéve
Son de crep dla marmoléda
Son na fia abbandonéda
e ne sé per cie resòn. *

* Ins Deutsche übersetzt:
Ich bin aus Stein und rühr' mich nicht.
Ich bin aus Fels der Marmolata,
bin ein Mädchen, von allen verlassen.
Und ich weiß nicht warum.

Ich höre Ev, und ich verstehe.
„Komm, Christoph, komme!
Ich löse sie durch meine Liebe!"
Was zürnend ich den Göttern schwur,
Liebe hat den Zwist geschlichtet,
Frei ist meine arme Seele nun,
nimmer wird dem grauen Wahn
sich beugen sie,
die du erlöset hast.

XVIII

Der Tschelmer hatte es schwer genug. Was war denn schon dieses Leben? — Ein kleiner Bauer! Schlechte Jahre, der Krieg, der Unfriede, und wieder böse Jahre, das Unglück mit dem Weibe — sieben Monate lag die Tschelmerin zwischen Leben und Tod — und wieder schlechte Jahre! Wenn einmal das Schicksal dem Tschelmer einen guten Brocken zuwarf — selten genug war es! —, wer mochte es ihm verdenken, wenn er sogleich mit beiden Händen danach griff?

Warten machte es ihm unsicher bloß.

„Die Hauswiese mähe ich noch zu End'!" dachte der Tschelmer, „dann soll das andere, das bessere Leben anheben!" —

Drei Tage, dann war die Hauswiese gemäht.

Ev saß in der Stube und spann. Es war um die Stunde da allmählich, was laut den Tag erfüllte, zu schweigen begann und abrückte aus der Nähe des Menschen.

Das Spinnrad schnurrte. Der Faden lief. Es war so gut, wie sich der unentwirrbar scheinende Knäul unter den flinken Fingern löste und als Faden rein zur Spindel lief.

Ach, wer doch mit gleich gewandten Fingern in das eigene Schicksal greifen könnte, um die Wirrnis zu lösen, die das Herz bedrückte.

Christoph? Ev wußte, wie er sie mit der ganzen Inbrunst und Hingabe seines Wesens liebte, wie nur diese Liebe ihn am Leben hielt. Wie furchtbar war dies! Ohne Ausweg, ohne Sinn! Die Brüder nahmen ihn nicht ernst, den Träumer! Doch Ev als Liebende sah, wie sehr ihn seine Träume gewandelt hatten, zum Manne gewandelt, zu einem Manne, der das Leben ernster nahm, schwerer als die andern beiden. Ev allein ahnte, in welche Tiefen diese leidenschaftliche Liebe ging und welcher Opfer sie fähig war. Abgründe klafften auf. Warum, ach, warum mußte alles so kommen?

Immer, wenn diese Gedanken über sie kamen, nahm Ev sich vor, mit Lukas darüber zu sprechen. Er mußte doch sehen, wohin es mit Christoph trieb. Doch Lukas war so von seiner Arbeit besessen, er hatte für nichts anderes Raum. Ihr bangte vor dieser Aussprache. Vielleicht würde er nur lachen über sie: „Ach, Ev, laß ihn geigen, laß ihn dichten und schwärmen, laß ihn erst aufwachen! Es geht vorüber!"

Doch wenn sie ihm gestand, wie ganz als Liebender, so voller Hingabe, Christoph zu ihr gesprochen hatte, würde da nicht Lukas plötzlich fürchten, daß Christoph niemals die Wahrheit erführe und wieder ganz in seinen Wahn verfiele?

Ev bebte bei diesem Gedanken. Vielleicht würde Lukas sogar um des Bruders willen auf ihre Liebe verzichten, stürmish und unberechenbar, wie er war!

So grausam war dieser Gedanke, daß Ev ihn nicht ausdenken wollte. Nein! Es gab nur ein Gesetz, das in ihr lebte: Niemals durfte sie Lukas verlieren! —

Der Tschelmer trat in die Stube, früher als sonst. Er nickte zufrieden, als er Ev gewahrte. Es

war noch zu früh zum Nachtmahl, so trat er an das Fenster und sah hinaus in den Abend.

Drüben lag Fioll. Wie groß und stolz es aussah, wenn man es vom kleinen Nachbarhof aus betrachtete! Die weiße, wohlgegliederte Fläche des Hauses mit dem hohen, gotisch gewölbten Tor und dem keck aus der Wand springenden Erker stand im letzten Leuchten des Tages.

Immer war Fioll zu Tschelm gestanden wie der reiche Bruder zum armen. Ja, der Segen stand trotz allem über Fioll! Harte Bauern, die Fioller! In Tschelm verfaulte dazumal das Stroh auf dem Dache, der Stall verfiel. Wofür noch den großen Stall? Für die drei mageren Kühlein, denen der Fioller — es war der Vatersvater des verstorbenen Fiollers — den Hut an die Knochen hing, die aus der dürren Schulter standen. Damals schien es, als würde Tschelm untergehen, der reichere Bruder ganz den ärmeren ablösen. Langsam nur kam Tschelm wieder hoch, ein weniges erst, schwer und zäh. Vom Vater auf den Sohn ein kleines Gut, vom Sohn auf den Enkel ein Hof mit sieben Kühen! Die Hauswiese wurde zurückgekauft, das Kapellenfeld. Einen Weinacker im Ried — soweit reichte es freilich nicht. So hatte der Tschelmer das Gut von seinem Vater übernommen. Gemehrt hat er es nicht, aber gut verteidigt hat er es in schweren Jahren. Das galt viel genug.

Doch jetzt, da er schon ins Alter ging und Rupert, der Sohn in die Arbeit wuchs — noch diente er als Knecht in Lengmoos —, jetzt strahlte auf einmal das Glück hell über Tschelm. Nie, soweit Menschen zurückdenken konnten, hatte ein Fioller über den Zaun gefreit, vielleicht, weil die Menschen auf Fioll Sorge hatten, daß mit den Weibern einmal das Geschlecht der Tschelmer vorankommen und über Fioll herschen könnte!

Und nun geschah es, daß Anselm, hochgewachsen, stolz, die Kraft und Kühnheit des ganzen Geschlechtes in seinen grauen, herrischen Augen, zu ihm, dem ärmeren Nachbar, trat, und um Ev, seine einzige Tochter, warb.

Zwar sagte Anselm nicht: "Wenn ich den Hof erbe . . ." Doch er wußte wohl, was er tat und weshalb er um Ev freite. —

Der Tschelmer konnte sich nicht satt sehen an all dem, was da vor den Fenstern ausgebreitet lag. Ein Königreich fürwahr! Es schien, als hätte er ein Leben lang auf diesen Augenblick gewartet. Wenn dereinst Rupert, sein Sohn, auf Tschelm und Ev, die Tochter, auf Fioll herrschen würden — war dann nicht der Rojenberg schier zur Hälfte in seinem Geschlecht? Ja, dann wußte er, wofür er sich abgerackert hatte, wofür gedarbt, gespart und geschuftet worden war.. Noch nie gefiel dem Tschelmer die Welt so gut wie an diesem Abend, noch nie hatte ihm die Tabaskpfeife so gut geschmeckt.

Er wandte sich um.

Ev! Sie war der Mutter nachgeraten, die eine Bergatertochter war. Wie diese war sie groß und schlank, mit schmalen Hüften und einem stolzen Nacken, viel zu stolz, so war es dem Tschelmer erschienen, für das wenige, worauf jemand in Tschelm stolz sein konnte. Doch wie gut würde Ev dieser Stolz stehen, wenn sie die Fiollerin war und einen Stall führte mit dreißig Rindern und in Küche und Kammer regierte wie keine andere im Lande.

Nun wird es Zeit", dachte der Tschelmer, „daß ich den ersten Schritt tu zu diesem Glück!" Er verbesserte sich in Gedanken: den zweiten! Den ersten hatte Anselm selbst getan.

Er zog fest an seiner Pfeife — damit begann er jede Arbeit —, weiß der Teufel, warum sie wieder nicht recht ziehen wollte! Umständlich schraubte er den Kopf ab und blinzelte lange durch das Rohr. Eine neue Pfeife — das mußte das erste sein, wenn es einmal soweit war.

Eigentlich hätte er das Ganze viel lieber seinem Weibe anvertraut. Doch wer konnte sich auf die Weiber verlassen? So suchte er nach einer Stelle, von der aus er das Gespräch beginnen und in die notwendige Richtung bringen konnte.

„Wie steht es mit Christoph, Ev?"

Ev fuhr jäh aus ihren Gedanken auf, so heftig, daß sich der Faden in ihren Händen verwirrte.

„Christoph? Warum fragst du, Vater?"

„Ich fürchte, er findet sich nimmer!"

„Er ist noch jung, Vater!"

„Bauer wird er keiner!"

„Er soll das Kraftwerk übernehmen!"

Der Tschelmer prustete laut heraus: „Das kann ja gut werden! Da können wir lange auf den Strom warten!"

Laut lachte er darüber und schlug sich auf die Schenkel. Christoph Betriebsleiter im Kraftwerk? Vielleicht zeichnete er Blumen an die Wände oder schrieb Gedichte auf die Stromrechnungen. Jedenfalls: Er würde wohl geigen dabei.

„Ihr kennt Christoph nicht, Vater. Niemand von Euch kennt ihn!" Zornig sprach es Ev und dachte für sich: „Alles liegt auf mir allein! Und ich — ich kann ihm nicht helfen!"

Doch — warum fragte der Vater heute nach diesen Dingen? Niemals bisher hatte er sich um Christoph gekümmert. Wußte er —? Ein einziges Mal nur war Ev in der Turmkammer gewesen, weil Agnes gebeten hatte, den Kranken zu besuchen.

Der Tschelmer hatte noch immer Verdruß mit seiner Pfeife. Er klopfte das Rohr in die flache Hand. Wenn nur das Reden nicht so schwer wäre!

„Wo bleibt denn die Mutter?" fuhr er unwillig auf und blies durch das Rohr.

„Sie wird wohl noch im Stall drüben sein" meinte Ev. Es sei ein rechtes Kreuz mit dem Jungkalb, meinte sie, es wolle gar nicht auf die Beine.

Da ging der Tschelmer aus der Stube. Ev hörte, daß er in den Stall ging. Es dauerte lange, bis er zurückkam. War denn über das Kalb soviel zu reden?

(Fortsezung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Es macht uns wirklich froh, daß wir seit langen Jahren schon am päpstlichen Werk zur Förderung von Priesterstudenten teilnehmen können. Monat für Monat stellt der Marienbote diese große Kirchensorge vor die Augen der Gläubigen, und die Gläubigen helfen. Vergessen wir nur ja nicht, unserem Geldopfer auch das Gebetsopfer hinzuzufügen. Ein monatlicher Kommunionempfang, ein wöchentlicher, besser noch täglicher Anbetungsbesuch vor dem Allerheiligsten, ein wöchentlicher Rosenkranz, die Werke, Sorgen, Plagen und Kreuze eines der Tage unserer Wochen hier auf Erden in dieser Meinung großmütig und demütig zugleich dem Herrn geopfert, sollte Großes vollbringen können. Tun wir es. Nicht nur die gebende Hand, auch das liebende Herz muß hier bei der Sache sein. Alles aus Liebe zu Gott, aus Sorge um Gottes Eigentum: die Seelen der Menschen! Und alles mit der frommen Bitte: Nimm an, o Herr und Vater, durch Jesum Christum unsern Herrn in der Liebe des Heiligen Geistes!

Fatima Burse

Bisher eingnommen:	$6,686.22
Mrs. Barbara Humpfer, Grimshaw, Alta.	2.00
Mrs. L. Fadum, Vancouver, B. C.	2.00
Mr. & Mrs. Repetz, Edmonton, Alta.	3.00
	$6,693.22



St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$1,563.87
Ein Leser, Tribune, Sask.	5.00
Mr. Jgnatz Hoffart, Tribune, Sask.	3.00
Mrs. M. Nagel, Claybank, Sask.	3.00
	$1,574.87

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Frohes und Froehliches

Schwer zu finden

Professor Hanseman ist der Zerstreutesten einer. Einmal fuhr er im Schlafwagen nach Hamburg. Mitten in der Nacht wachte er von Durst geplagt auf, warf sich den Mantel über und trank im Speisewagen ein erfrischendes, kühles Bier.

Doch damit begann das Drama. Als er in sein Abteil zurückkehren wollte, konnte er es beim besten Willen nicht mehr finden. Nur mit Pyjama und Mantel bekleidet fand er sich rettungslos verloren, mitten in dem die Nacht durchrasenden D-Zug.

Der Zugschaffner kam ihm zu Hilfe. "Erinnern Sie sich denn nicht an die Nummer Ihres Abteils?" fragte er.

"Nein, nicht im geringsten", war die hoffnungslose Antwort.

"Oder wenigstens, der wievielte Wagen es war?"

Der Professor schüttelte verzweifelt den Kopf.

"Haben Sie denn gar keinen Anhaltspunkt, wo es gewesen sein könnte?"

Professor Hansemann dachte angestrengt nach. Plötzlich glitt ein Leuchten über sein Gesicht.

"Ich glaube, ich habe es", sagte er mit einem erleichterten Aufatmen.

"Ja . . .?" sagte der Schaffner hoffnungsvoll.

...."Um ganz genau zu sein", sagte der Professor. "Als ich heute abend vor dem Schlafengehen einen Blick auf die Landschaft warf, stellte ich fest, daß vor dem Fenster ein kleiner See lag."

Die Gerechtigkeit: Als die Weißen den Schwarzen die Gerechtigkeit abnahmen und dafür die Gerichtsbarkeit einführten, tagten sie nicht mehr im Freien wie bisher. Nein, es mußte ein Haus her, ein steinernes. Feierlich wurde da drin verhandelt, wenn auch allen Teilnehmenden — dem dicken Richter am meisten — Ströme Schweiß den Körper 'runterliefen.

In Kilwa-Kiwindja hatte man als bedeutsamen Schmuck eine Statue der Göttin der Gerechtigkeit vor dem Eingang aufgebaut. "Was ist das für eine Miß?" fragte mich ein schwarzer Begleiter. Meine Erklärung leuchtete ihm wohl ein; aber er mußte doch noch fragen: "Ja, aber weshalb laßt ihr die Gerechtigkeit draußen, wenn ihr drinnen Gericht haltet?"

* * *

"Baby, nicht älter als sieben Monate, für Filmaufnahmen dringend gesucht! Filmerfahrung unbedingt erforderlich!" Dieses Inserat stand in einer Zeitung von Los Angeles.

Unser deutsches Gebetbuch

Wir Beten

dient als schönes

Geschenk

Bestellen Sie es sich bitte.

Preis: $1.75

Zu beziehen von:

THE MARIAN PRESS

Box 249 Battleford, Sask., Canada

WE CALL AND DELIVER

CAPITAL DRY CLEANERS

1858 Broad Street PHONE 5552 Regina, Sask.

CLEANING — PRESSING — REPAIRING

Alterations of all kinds—Suits Sponged and Pressed

Country Orders are given Special Attention.

Noonan, Embury, Heald and Molisky

Barristers, Solicitors and Notaries

401 Kerr Blk. Phone 4105

FUHRMANN & COMPANY

MEATS AND SAUSAGES

PHONE 7615 REGINA, Sask.

We buy dressed and live Cattle, Hogs and Fowl at the highest market prices.

Corner 10th Ave. and St. John St.

SPEERS FUNERAL HOME LTD.

DIRECTORS OF FUNERAL SERVICE

LA 2-4433 — Telephone — LA 2-3232